

Alfred Cordes

Die fallende Frucht

Der dritte Gouda & Leica Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – alfred-cordes.de

Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – leotaurus.de

Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1

Die Sonne des frühen Tages liegt wie ein honigsüßes Versprechen in der Kemenate, Anna ist an das Fenster getreten, beugt sich über die tiefe Fensterbank, schaut wie eine Kurzsichtige nach den Zeigern der riesigen Kirchturmuh, auf denen die Zeit sich vergoldet, und ihr kurzes Hemd ist derart unverschämt verrutscht, die liebliche Landschaft ihres Hinterteils reckt sich derart naseweis ins frühe Licht, daß sich mein eben erwachter Verstand wie der Fühler einer Nacktschnecke unter einem kalten Lufthauch in die Schlafanzug hose zurückzieht und von dort einen anderen Schneckenfühler in die Welt entsendet.

In einer Sekunde bin ich aus dem Bett, trete hinter sie, und während ich ihr Haar zurückstreiche, ihr einen Kuss auf den Hals und ein zärtliches Wort in das Ohr hauche, sucht weiter unten zueinander, was zueinander gehört.

»Wie spät?« frage ich, Anna dreht sich in meinen Armen, hockt sich auf die Kante der Fensterbank, lehnt sich zurück, stützt sich auf die Ellenbogen und schaut mir mit blödem Blick dabei zu, wie mein Schneckenfühler unter ihrem Hemd auf Forschungsreise geht.

»Keine Ahnung«, stöhnt sie und schließt die Augen.

Die Lust durchströmt mich wie eine extravagante Sorte Blut, steuert die Bewegungen, die sich träge ihren Rhythmus suchen, ich sehe die Zeiger der Kuckucksuhr, begreife indes nicht mehr, welche Zeit sie bedeuten, die Welt entfernt sich, ich höre nichts als Annas furchtsamen Atem, auf meinen Netzhäuten explodiert ein Feuerwerk, meine Muskeln tun längst, was ihnen gefällt, da spüre ich auf der rechten Seite, irgend unten am Fuß eine kalte, geräuschlose Berührung, und daß etwas aus der Balance gerät. Mein Körper ist blindwütig mit Annas beschäftigt, mein Verstand befragt indes das rätselhafte Phänomen, sendet einen blitzschnellen Blick in die fragliche Richtung, und es reicht ein minimaler Bruchteil meines Bewußtseins zu begreifen, daß dort auf dem mittelgrauen Teppichboden eine halb gefüllte Flasche Rotwein ein närrisches Spiel mit der Schwerkraft treibt. Das wird vielleicht noch eine Millisekunde gutgehen, die ich nutzen will, eine Katastrophe zu verhindern, aber ich komme nicht recht los, will vor und zurück, und eben, da sich Annas Furcht in einem spitzen Angstschrei löst, komme ich frei, sinke zur Seite, greife nach der Flasche, aber die Gesetze der Physik beharren auf ihrem Recht.

Wie eine Gebärde wütender Gleichgültigkeit geht mein Griff ins Leere, mein rechtes Bein schnellst ungefragt nach hinten, um die katastrophale Schräglage aufzufangen, doch ehe es auf dem Teppichboden Halt findet, kullert die Weinflasche gluckern unter meinen Fuß, hält für eine Zehntelsekunde eine unglaubliche Balance, schnellst dann jedoch nach vorn, mein Körper verliert die Schwerelosigkeit, knallt rücklings auf den Boden, mein Bein folgt der Bewegung der Flasche und erwischt sie an der Halterung eines Heizkörpers, wo es sie in tausend Stücke zerschmettert.

Der Schmerz schenkt mir keine Sekunde. Er ist sofort überall, am stärksten aber brennt er da unten. Ich hebe den Kopf und schaue nach meinem Fuß, der sich, ohne mich zu fragen, merkwürdig verkrampft. Aus der Mitte meines Körpers äugt ein mickriger Schneckenfühler in dieselbe Richtung, und Anna hockt betäubt auf der Fensterbank, zupft an ihrem kurzen Hemd herum und hat kein Stück begriffen.

»Das war«, flüstert sie, »very nice.«

Erst ganz allmählich scheint der Sauerstoff in ihre Großhirnrinde zurückzukehren. Und in ihrem Gesicht steht geschrieben, daß sie die Meldungen, die da oben eingehen, erst noch

sortieren muß, aber sie sind rasch interpretiert, in ihren Augenwinkeln beginnt es zu zucken, unter ihrem Hemd gerät ihr süßer Bauch in eine uneigenständige Regung, sie hüpfte von der Fensterbank, kniet sich an meine Seite, will sich vielleicht zärtlich über mich beugen, aber das Lachen bricht aus ihr hervor wie ein epileptischer Anfall. Sie prustet und gackert, gnickert etwas von einem veritablen Interruptus, und der Schmerz scheint sich aus meinem Fuß verabschiedet zu haben, dennoch möchte ich dort unten nach dem Rechten sehen, hebe das Bein, ziehe es etwas näher und versuche, einen Blick um ihr fröhliches Gesicht herumzuschicken. Dem folgt sie kichernd, und wir nehmen gemeinsam wahr, daß da der Stumpf eines Flaschenbodens in meinem Fuß steckt, und was sich gemächlich in ihm sammelt und über die zackigen Bruchstellen tröpfelt, ist gewiß kein Rotwein.

»Mein Gott!« ruft sie aus und ist schon hoch und fort. Die Bilder an den Wänden ihrer Kemenate driften jetzt in mein Bewußtsein, sie verbinden sich auf eine freundschaftliche Art mit dem Schmerz und der Furcht, und ich erkenne die alten Nachbarschaften der Zeichnungen, Gemälde und Fotografien, die sich über die unermessliche Zeit unserer Liebe eingepägt haben. Noch immer hängt die Ansicht des Klosters von jenseits des Friedhofes her, die der Maler Dreierwalde mit Pastellkreide gezeichnet hat, bescheiden neben der Petersburger Fotografie, die Anna längst schon besaß, ehe ich sie hier das erste Mal sah. Wie lange ist das her, daß ich den verfallenen Holzsteg hinter dem Haus der Nabokovs in Wyra fotografiert habe? Dort habe ich tatsächlich einmal gestanden, Wassili zwei Schritte hinter mir, es war ein früher Morgen, und ein ungnädiger Wind kam über den Ladogasee, als könnte er die Geschichten aufwehen, die damals schon fast das ganze Jahrhundert vergangen waren.

Anna kommt mit einer Überlebensausrüstung, wirft ein Handtuch auf den Teppichboden, nimmt mein Bein wie den Lauf eines Pferdes unter den Arm, zieht die Scherbe aus dem Huf und begutachtet und betupft, versorgt und verbindet die Wunde. Der Schmerz zieht sich allmählich an seinen Ursprung zurück, Anna wäscht und trocknet und räumt noch eine Weile, dabei weicht sie meinem Blick mit einer merkwürdig verschlossenen Miene aus, kommt mir unversehens wie eine distanziert geschäftsmäßige Krankenschwester vor, also streiche ich ihr das Haar hinter das Ohr zurück, nehme ihren Kopf sanft am Kinn und drehe ihn mir zu.

»Danke, Schwester Anna«, sage ich.

Für einen kleinen Moment hält sie meinem Blick stand, dann bricht es aus ihr hervor, sie schnauft wie eine Robbe, die Tränen schießen aus ihren grünen Augen, und der Anfall ist zurück, sie krümmt und schüttelt sich, als triebe ein Kobold sein diabolisches Geschäft in ihrem Bauch, sie reibt sich einen närrischen Ausschlag aus dem Gesicht, gickert, gackert, jammert und schluchzt hinter ihren Händen, und wenn sie mir noch ein weiteres Mal in die Augen sehen müßte, stürbe sie auf der Stelle an ihren komplett verrückten Gefühlen, die sich heißkalt vermischen wie das Blut und der Wein auf dem Teppichboden. Ich ziehe sie zu mir, versuche, sie von ihrem Raptus freizuküssen wie einen verwunschenen Frosch, aber sie ist nichts als eine sich ständig überspringende Übersprungshandlung, vollständig ausgeliefert der Kettenreaktion ihrer außer Kontrolle geratenen Emotionen.

Als sie sich dann endlich außer Atem aufrichtet, fällt ihr Blick wohl von ungefähr auf den vorwitzigen Schneckenfühler, der sich wieder ein Stück aus der Versenkung hervortraut, weil er neugierig ist auf dieses irrwitzige Theater, oder weil er glaubt, er habe noch eine Art Gutschrift, aber Anna schnipst mit einem Finger nach ihm, und er zieht sich beleidigt zurück.

»Du bist an allem Schuld«, zischt sie ihm nach, hilft mir hoch und bettet mich auf das Lager wie einen Sterbenskranken. »Es tut mir leid, Carl«, schnieft sie dann, schüttelt die Kissen auf, deckt mich zu und verordnet mir erst einmal Bettruhe. Die Pläne, die sie nun schmiedet, geben ihr eine normale Gesichtsfarbe zurück, meinem Blick indes weicht sie noch immer aus, und wenn ich mir erlauben würde, eine Grimasse zu ziehen, mit einer Verrenkung an meine artistische Großtat zu erinnern, würde sie auf der Stelle in ihren heiteren Weinkrampf zurückstürzen, und ein wenig Sorge ich mich doch, daß sie dann womöglich nicht zurückfände, und ich müßte sie in eine Anstalt geben, wo sie für den Rest

ihres Lebens kichernd den Tränen ihren Lauf ließe, jammernd und wehklagend ihren Spaß an anderer Leute Mißgeschick fände.

Das meiste sei gepackt, erklärt sie, verweist auf die Koffer an der Wand, fragt nach den Essentials, meint Geld, Papiere, Kreditkarte, und wie sie da steht in ihrem kurzen Hemd, die Bewegungen straight, die Worte tough, da hat sie ganz offensichtlich in die Rolle der Textdesignerin zurückgefunden, die dem präpotenten Vertreter einer global Company für Reizwäsche oder Venensalbe mit der neuen Strategie die neue Sprachregelung erklärt.

»Zu wann sind wir mit Gouda verabredet?« fragt sie.

»Spätnachmittag. Kommt auf eine halbe Stunde nicht an.«

»Wie lange fahren wir?«

»Drei Stunden, vier vielleicht, heute ist Freitag.«

»Zwei Uhr Abflug, okay?«

»Okay«, sage ich und versuche, nach der Riesenuhr zu sehen und die Stellung der Zeiger zu deuten, aber ich erkenne nur einen Teil: halb neun oder halb zehn.

»Wie spät ist es?«

Sie dreht sich um, geht wieder an das Fenster, und als ich mir eben vorstelle, ihr Hemd schöbe sich wieder so neckisch über ihr vorwitziges Hinterteil, das ja recht eigentlich die Affäre verursacht hat, die Angelegenheit wiederholte sich jetzt ohne die Rotweinflasche, deren Scherben da hinten auf einer Kehrschaufel liegen, als hätten sie mir nicht eben den halben Fuß abgeschnitten, da ist sie schon zurück.

»Halb neun«, sagt sie, wirft mir noch einen Blick zu, in dem alles mögliche geschrieben steht, vielleicht eine ganz besondere Sorte des Mitleids, vor allem aber wohl die Sorge, abermals die Fassung zu verlieren, doch ehe ich mich für eine Interpretation entscheiden oder der Geschichte eine eigene Wendung geben kann, ist sie schon verschwunden. Ich vergrabe mich in die Kissen, schließe die Augen und spüre nach dem Schmerz. Er scheint fort, allenfalls ein entferntes Puckern ist im Fuß zu spüren.

Im Sommer habe ich Gouda für ein paar ruhige Tage besucht. Es ist wie früher gewesen, die Zeit hat uns nicht länger berührt, die Geschichten, die Rituale haben uns gefangen genommen, unsere Freundschaft war sich selbst genug, wir sind die alten Wege gegangen wie staunende Entdecker auf einem unberührten Kontinent, und natürlich haben wir die obligatorische Partie durch das Rijksmuseum zelebriert. Dort flanieren wir ausschließlich durch die Abteilung für das Goldene Zeitalter, wo die alten Meister die versunkenen Welten von tollkühner Seefahrt, märchenhaftem Reichtum und Maß und Ordnung der irdischen Existenz lebendig halten.

Dort hat er mir das Original gezeigt, Joachim Beuckelaers *Küchenstück mit Christus im Hause von Maria und Martha*, das für die damalige Zeit ungewöhnlich lichte, flächige Bild der Magd inmitten der Küchenreichtümer. Er hat mir zum wievielten Male die christliche Allegorie erläutert, die sich bescheiden und mahnend in den Hintergrund des Gemäldes zurückgezogen hat, den calvinistischen Umgang mit dem Wohlstand, die stete Mahnung an die Endlichkeit der irdischen Liebe, die Ewigkeit der himmlischen. Ich kannte bislang die Kopie, die in seinem Haus am Groote Markt von Haarlem hängt, er hatte mich längst davon überzeugt, daß Beuckelaers Küchenmagd eine erstaunliche Ähnlichkeit mit seiner Freundin Marijke besitzt, und doch war ich überrascht und fasziniert.

Vermutlich, behauptet er, habe der Maler Beuckelaer nach einem Modell gearbeitet. So müsse es also vor mehr als vierhundert Jahren eine Frau gegeben haben, von der seine Marijke abstamme: in direkter Linie oder per Reinkarnation. Das hörte sich an wie ein Paket-Dienst, aber Gouda glaubt unerschütterlich an die Wiedergeburt, hat sich sogar modifizierte und spezialisierte Systeme erdacht, sieben Stadien der Vervollkommnung, das Gesetz der Unumkehrbarkeit, aber auch die Wiederkehr in die Vergangenheit: weil der

Begriff der Chronologie einzig von unserer irdischen Wahrnehmung generiert werde. Und so weiter. Er selbst, so scheint mir, ist unter anderem Erasmus von Rotterdam und Willem von Oranien gewesen, aber vermutlich ist es ein großer Blödsinn zu glauben, eine durch die Jahrhunderte wandelnde Seele binde sich an eine Gegend oder gar an eine Nationalität.

An einem dieser Tage sprach er das erste Mal von Schottland. Wir liefen am Strand von Bloemendaal nach Zandvoort aan Zee, frühmorgens, die bunten Hütten, die Fahnen und Cafés kündeten still von der Abwesenheit tausender Irrsinniger, das graugrüne Wasser dümpelte unberührt vor sich hin, und die Sonne kroch eben über die häßliche Phalanx der Hotels und Apartmenthäuser, in denen noch Träume von Befriedigungen produziert wurden wie andernorts Giftgas.

Gouda zeigte über das Meer. Er blieb extra dafür stehen, was er eigentlich nicht leiden kann, egozentrisch sei das, aber auch antizyklisch, quasi gegen den Fluß der Gedanken, wenn man den Gang der Dinge unterbreche, um Aufmerksamkeit zu erzwingen. Aber nun stand er da und deutete mit großer Gebärde über die Nordsee mindestens bis Grönland. Vor der schottischen Westküste gebe es mehrere Dutzend Inseln, raunte er in den Wind, der sanft aus jenen sagenhaften Gegenden zu kommen schien.

Schon mal gehört, murmelte ich, aber er nahm es überhaupt nicht wahr, erklärte mir die Hebriden, als hätte er sie als erster kartographiert, und das Faszinosum dieser unzähligen Inseln schien einzig darin zu bestehen, daß der Nachfahre der Ostindienfahrer immer schon einmal dorthin gewollt hatte.

Im vergangenen Frühjahr hatte er den Roman veröffentlicht. *De Heeren van Kloosterdijk*, die wirklich faszinierende Geschichte einer ursprünglich flämischen Familie, aus der Tiefe des 16. Jahrhunderts bis in die Tage des großen Krieges, wie er sich ausdrückt. Es ist natürlich seine Familie, seine Geschichte, sehr privat, aber ebenso historisch, das Drama von Erwerb und Verlust des dynastischen Erbes. Damit meint er nicht den Muskat, den seine Vorfahren in den Bäuchen der Karavellen herbeigeschifft haben wie pures Gold, nicht die Ländereien, Zigarrenfabriken und sonstige Latifundien, damit meint er ein ganz persönliches Schicksal. Der letzte Sproß zu sein: unfruchtbar und überkommen nur noch auf der Welt, die Besitztümer abzuwickeln, sehnsüchtig aufs Meer zu schauen und seine charmante Melancholie zu pflegen.

Der Roman lag seit ein paar Wochen in den Buchhandlungen, hatte eine positive Spur in diversen Feuilletons hinterlassen, sollte, wie zu hören war, einen schönen Literaturpreis bekommen, aber Gouda wollte die Sache unbedingt nur als Episode begreifen, er könne sich nicht vorstellen, professioneller Schriftsteller zu sein, also ernsthaft nach imaginären Geschichten zu suchen. *De Heeren van Kloosterdijk* besitze zwar eine fiktive Patina, wäre aber kaum verkleidet, kaum verschlüsselt die Geschichte seiner Familie, also seine eigene. Nun stand er am Strand, schaute auf das Meer und suchte augenscheinlich nach einem neuen Sinn des Lebens. Eigentlich hatte er es niemals nötig gehabt, Geld zu verdienen, aber das hat er nie als Gnade auffassen können, nicht einmal als triviales Glück, für ihn war es immer Verantwortung, Bürde.

Was willst du bei den Schotten, fragte ich ihn.

Es reiche nicht aus, in Haarlem in einem Sessel zu sitzen, auf Sankt Bavo zu starren und das Verdorren seiner Familie zu beweinen, sagte er vollkommen ernsthaft, aber das verborgene Glitzern in seinen Augen sprach von der Selbstironie, zu der er ebenso virtuos fähig ist wie zu einem veritablen Selbstmitleid. Er entwarf seine Zukunft wie eine Skizze zu einem apologetischen Gemälde, seine Gedanken waren abgeschlossen, seine Pläne für den Rest des Lebens wohl längst notariell beglaubigt.

Die ersten Autoren, erklärte er, hätten Bericht gegeben von anderen Orten oder Zeiten. Das ursprüngliche Motiv des Schreibens sei gewesen, den Stammesgenossen Kunde zu geben von den Landschaften jenseits der Berge, von den Ahnen und den Göttern. Das geschriebene Wort stünde für das eigene Erleben, und das Wunder der Literatur bestehe darin, mit einem Schiff zu einem fremden Kontinent zu segeln, ohne je das Meer gesehen zu haben.

Reiseschriftsteller, sagte ich.

Das ist eine alte Tradition, sagte er, es interessiert die Leute.

Es muß *dich* interessieren.

Ja. Er schaute mich an wie seinen Beichtvater.

Und eine Geschichte? fragte ich.

Das Reisen sei die Geschichte, erläuterte er mir in einer Selbstgewißheit, als wäre er seit Jahrzehnten mit Bruce Chatwin und Paul Theroux unterwegs gewesen. Es werde nicht das Ziel sein, in irgendwelchen Regenwäldern archaische Indianderstämme zu entdecken oder von marodierenden Banden als Geisel genommen zu werden. Das Ergebnis sei a priori offen, auch die Form am Ende: vielleicht tatsächlich einmal der Roman einer Reise, aber er wolle mit Schottland beginnen, mit einer Etüde, vielleicht mit einem Zeitungsartikel, vielleicht die vielen schönen Worte für die diskrete Schublade.

Derweil waren wir in Zandvoort angekommen, der Ort war noch heftig verkatert, aber in einem kleinen Hotel an der Promenade fanden wir einen Fensterplatz und ein Frühstück, schauten auf das Meer, das voller Gleichmut seine Wellen an den Strand warf, rührten in einem Kopje Koffie und Gouda sagte, als spräche er über das Wetter, er brauche einen Fotografen, der ihn begleite.

Ganz geschäftsmäßig. Wie man unversehens bemerkt, daß etwas sehr Gewöhnliches fehlt: Zucker zum Kaffee, ein Löffel für das Ei. Nicht etwa, hast du Lust auf eine kleine Reise, ein paar Fotos machen, schottischen Whisky schlürfen, den alten Geschichten ein paar neue anfügen, nein: ich brauche einen Fotografen, kennst du vielleicht einen?

Mir gingen ein paar divergierende Antworten durch den Kopf, ich brachte jedoch nichts weiter zustande als ein undefinierbares Grunzen und schaute aus dem Fenster. Ein Mann mit schlohweißen Haaren und einem tomatenroten Kopf joggte vorüber, kaum schneller als ein junge Frau mit einem Terrier an der Leine.

Quasi, sagte ich dann, stünde ich ja sowieso bei ihm in Lohn und Brot. Das aber war die falsche Antwort. Er ließ den Kaffeelöffel auf die Untertasse fallen, schaute mit fliegendem Blick nach dem Kellner, um in Rekordzeit zu zahlen, das Hotel zu verlassen und nach Bloemendaal zurückzukehren. Dann besann er sich wohl, nahm den Löffel wieder in die Hand und ließ ihn wippend auf mich weisen.

Du weißt, sagte er, und da war ein böses Gefunkel hinter seiner Nickelbrille, du weißt haargenau, das ist ein Gesprächsthema, das es überhaupt nicht gibt. Für ihn anscheinend tatsächlich nicht. Er warf den Löffel klirrend zurück, schaute nun seinerseits dem Meer bei seinem gelangweilten Spiel mit dem Wasser und dem Land zu, observierte dann den Brotkorb und entschied sich schließlich für eines jener watteweichen Mehlprodukte, zu denen der Niederländer Brötchen sagt. Ich aber hatte noch jeden Tag dieses Jahres an den monatlichen Wechsel gedacht, an die exorbitante Summe, die er mir gewissermaßen anonym von einer Rotterdamer Hausverwaltung überweisen ließ, eine Schuld, die sich täglich auftürmte, obwohl er keinen Cent je zurückverlangen würde, ein außer Kontrolle geratener Prozeß der Anreicherung, denn ich hatte unüberwindliche Schwierigkeiten, auch nur einen gehörigen Anteil des Geldes mit Anstand auszugeben. Offensichtlich, so wurde mir deutlich, wollte ich mir mit dem bösen Wort von Lohn und Brot die Hände in Unschuld waschen.

Es tut mir leid, sagte ich schwach und wich seinem Blick aus.

Oude Kikker, schnaufte er und säbelte an seinem Brötchen herum.

Am Ende der Welt wurde der Scherenschnitt eines Containerschiffes über den Horizont gezogen, ein verirrter Sonnenstrahl blitzte von Norden her, als wäre er das Leuchtfeuer von IJmuiden, und am Nebentisch erklang das Lachen einer Frau auf eine Weise, die mir spontan eine Spur Eifersucht erzeugte. Dann kam es mir so evident in den Sinn, als hätte mein Freund Willem van Duivendal mich mit einer saftigen Ohrfeige drauf gebracht: ich hatte die Zorki nicht dabei, mein lebensaltes Zyklopenauge! Die jüngere Vergangenheit

durchflog meinen Kopf wie ein rückwärts rasender Film, mein Hirn suchte rotglühend in synaptischen Verknüpfungen, doch ehe der Schreck sich aus dem unteren Bauch erheben konnte, lag die Kamera gottlob vor meinem inneren Auge auf der Marmorplatte, die den Nachttisch im Gästezimmer bedeckt, daneben ein Roman über eine holländische Kindheit zu Zeiten des großen Krieges, ein Wasserglas und ein Streifen Aspirin.

Wann? fragte ich ihn, und die Erleichterung verschaffte sich mit einem albernen Kiekser Luft. War das die Stimme des Schicksals? Oder wollte meine gute alte Zorki die Antwort geben auf Goudas Frage nach einem Fotografen?

Gegen Ende des Sommers, sagte er.

Wie lange?

Er zuckte mit den Achseln, verbiss sich in sein Brötchen, kaute eine Weile, als wäre das schon die Antwort, dann wischte er sich die Erdnußbutter aus den Mundwinkeln, schaute mich prüfend an und sagte: eine Woche, zehn Tage, zwölf. Ich weiß es nicht.

Mein Kopf nickte, ohne mich zu fragen.

Verstohlen schielte er zu mir her.

Du mußt nicht, sagte er, und zur Bestätigung der absoluten Freiheit meiner Entscheidung wechselte er das Thema, deutete auf den Horizont und begann von einem Bekannten zu erzählen, einem Nachbarn in Overveen, der vor einiger Zeit einen Frachter gekauft habe, ein rostiges Containerschiff unter libanesischer Flagge, das habe er nur ein einziges Mal nach Südamerika geschickt, und als es wohlbehalten rostend wieder in Rotterdam lag, war es gleichsam bezahlt, und mit jeder Meile, die er es drei Tage später Richtung Südafrika geschickt hatte, klingelten die Dollars in seiner Kasse. Je unbefangener er von den Sorgen der Schiffsbesitzer schwadronierte, desto schwieriger wurde mir die Entscheidung. Lust hatte ich spontan, auf jeden Fall Lust, mit dem alten Ostindienfahrer auf Reisen zu gehen, fremde Länder zu entdecken und peinliche Situationen zu bestehen. Dagegen sprach aber das Unbehagen an der finanziellen Abhängigkeit, die eigentlich eine Unabhängigkeit war, denn mit Sicherheit würde mich die Sache keinen Cent kosten, selbst wenn wir die Erde umrunden wollten. Dazu kam eine hasenherzige Sorge, eventuell nicht die richtigen Fotos schießen zu können, vor allem aber die Furcht vor den Folgen einer leicht entzündlichen Sehnsucht nach Anna.

Okay, hörte ich mich sagen.

Es ist nichts als Logistik, sagte er und enthaupete ein Ei. Von A über B nach C. Ich weiß von einem Spediteur, der transportiert ausschließlich Klamotten. Kreuz und quer durch Europa, von Wales nach Rumänien, von dort nach Tunesien und wieder zurück. Alles ist per Rechner optimiert und gesteuert, per Handy und Internet vernetzt, ein gigantisches Computerspiel um ein T-Shirt, das zehn Euro kostet und zehntausend Kilometer in der alten Welt unterwegs war.

Wann genau?

Versonnen löffelte er sein Frühstücksei aus. Mich beschlich ein Gefühl, als hätte ich ihm die Wohnung angesteckt. Seit beinahe vierzig Jahren bin ich diesem alten Holländer in guten Tagen wie in schlechten verbunden, er geht mir bei wiederkehrenden Gelegenheiten fürchterlich auf den Wecker, foltert mich regelmäßig mit seinem enzyklopädischen Wissen und einer Pedanterie, für die er seit langem einen Anspruch auf Chefarztbehandlung hat, macht sich des öfteren lächerlich mit seiner verquerten Gefühlswelt, aber zu mehr als ein paar Eifersüchteleien war ich niemals fähig. Von Anfang besaß er einfach alles, ich nichts, wenigstens in meinem verdammt anspruchslosen Selbstverständnis.

Ende September.

Was ist ein Kikker, fragte ich ihn auf dem Rückweg. Die Hundebesitzer waren schon wach, hoch über uns zog ein Flugzeug einen Kondensstreifen von Schiphol nach New York oder Rio de Janeiro.

Ein Frosch, sagte er grinsend, legte den rechten Arm um meine Schulter, machte mit dem linken eine aristokratische Gebärde auf die Kräne von IJmuiden hin und erklärte mir das Universum.

Somit war verabredet, im Herbst gen Schottland zu reisen. Das ist jetzt. Gouda erwartet uns am späten Nachmittag in Haarlem, wir wollen das Wochenende mit Anna verbringen, die mich fährt, am Montagabend werden wir die Fähre von Rotterdam nach Hull nehmen, und ich liege hier im Bett, spüre einen gelinden Schmerz in meinem Fuß und will nichts dringender als hierbleiben.

Anna kommt in Jeans und Poloshirt zurück, fragt mich nach ein paar Fotosachen, die sie drüben gefunden hat, dann schleppt sie den Staubsauger ans Fenster, versucht mit einem Höllenlärm, die letzten Splitter zu erwischen, streut Salz auf den Teppichboden und fragt nach meinem Fuß. Ich vermisse sie schon jetzt, das schöne Maß ihrer Bewegungen, diese stille Evidenz, mit der sie unsere Beziehung lebt, von Anfang an.

»Es geht«, sage ich. Nichts geht. Als sie mir hochhilft, schießt der Schmerz wie verrückt in den Fuß zurück.

»Du hast die Scherbe dringelassen«, stöhne ich und schaue möglichst verzweifelt zu ihr hoch. »Ich kann nicht gehen.«

Wahrscheinlich ahnt sie nicht, welch schwelende Sehnsucht mir den Fuß verglüht, steht nur grinsend da, erklärt ihrem siebenjährigen Piratenkapitän, es liege an der Schwerkraft, der auch das Blut unterworfen sei, die ersten Schritte seien immer die schmerzhaftesten, und ich solle mich behutsam ins Bad begeben, getrost waschen, ankleiden und vor allem in feste Schuhe schlüpfen, den Schmerz könne man weglaufen.

Ich komme mir vor wie beim Militär. Aber sie hat Recht. Mit jedem Schritt wird es etwas besser, und als ich in den futuristischen Turnschuhen, die ich vor einiger Zeit in einem Anfall von Jugendlichkeitswahn gekauft habe, beim Frühstück sitze, ist es fast wie sonst. Anna hockt über ihrem Stundengebet, den Tagebüchern des Schriftstellers Julien Green, der in literarischem Gleichmut und von Glaubenszweifeln gepeinigt Wort für Wort das vergangene Jahrhundert durchmessen hat, eine monolithische Existenz, die Tag um Tag im Arbeitszimmer der Pariser Wohnung saß und ingeniös eine Welt beschrieb, an der sie materiell kaum Anteil nahm. Anna hat keine Zeitung abonniert, besitzt keinen Fernseher. Ich arbeite mit Texten, sagt sie, da sind tagesaktuelle Nachrichten Störsender, negative Strahlungen für die empfindlichen Schaltpläne der Kreativität. Warum muß ich erfahren, erklärt sie immer, daß in Australien jemand einen Tennisball verschlagen hat? Wenn man sich permanent einer Informationsflut aussetze, besonders den irrwitzigen Strömungen der Werbung, so fehle die unverzichtbare Distanz zu den Objekten der Arbeit. Das gelte aber nicht nur für den professionellen Aspekt, es sei für sie eine grundsätzliche Frage; selbst wenn sie mit dem Kosmos von eitler Prominenz und unendlicher Trivialität nichts zu tun hätte, würde sie sich der Reizüberflutung systematisch entziehen. Zweifellos besitzt sie monastische Neigungen: Schwester Anna.

So liest sie beinahe täglich in den Aufzeichnungen Julien Greens. Es ist ihr Brevier, sie hat die Idee, als Lesende in den Takt des Schreibenden zu finden, über die Tagebücher des Schriftstellers sein Leben nachzuleben, lediglich partiell und in verkleinertem Maßstab, versteht sich, also in etwa sieben Jahren zu lesen, woran der Meister siebzig geschrieben hat.

»Muß ich mit dem Fuß noch was machen?« frage ich.

Es dauert eine Weile, ehe sie aus ihrer Lektüre auftaucht.

»Wie bitte?«

»Mein Fuß, Schwester Anna. Sollte ich vielleicht doch zum Arzt gehen?«

Sie fabriziert ein ironisches Grinsen.

»Mach dir keine Sorgen, mein Schatz«, sagt sie mit zuckersüßer Stimme, »es gibt schon wirklich geniale Prothesen.«

Lächelnd schließt sie das Brevier und verstaubt es in die große Tasche, die sie auf Reisen mit sich führt, ein Zauberbehältnis, in dem sich, obwohl sein Rauminhalt endlich ist, das komplette Universum der praktischen Dinge befindet. Dann greift sie sich einen Toast, streicht Butter und Honig drauf und nimmt einen Schluck Kaffee. Die banalen Handgriffe der alltäglichen Verrichtungen, zehntausendfach vollzogen, die das neunjährige Mädchen schon so perfekt beherrscht hat wie die sechsunddreißigjährige Frau, sie faszinieren mich an ihr seit dem ersten gemeinsamen Morgen. Vielleicht, weil sie bei ihr wirken, als wäre sie tatsächlich noch immer das neunjährige Mädchen.

»Anna?« frage ich und rühre in meinem Kaffee, »Heimweh, wie nennt man das, wenn man es hat, bevor man überhaupt aufgebrochen ist?«

»Keine Ahnung.«

»Du bist doch die Meisterin des Wortes!«

»Na klar.« Sie beißt in den Toast, als wollte sie ihm nicht wehtun. Mümmelt den Bissen klein und wischt sich mit dem Handrücken über die Lippen und gleich die Haare hinter das Ohr. »Das Gegenteil von Fernweh.«

»Das ist Heimweh, dazu muß man aber wenigstens bis zur Grundstücksgrenze gehen.«

»Stubenhockerei«, schlägt sie vor. »Auf jeden Fall ist es eine Art aus der Gattung der Dummheit.«

»Stupiditas...«

»...cubiculi. Genau die.«

Wir lachen, ich berühre ihre Hand, Anna schaut mich an. So ist es jetzt seit Wochen, seit Monaten, die Schwerelosigkeit der ersten Tage ist geblieben, als wäre sie die Frucht einer dreißigjährigen Beziehung. Die Realität hat uns verschont, wir sind Fahnenflüchtige des großen Beziehungskrieges, haben uns in dieses Kloster gerettet und entdeckt, wie schlicht das Leben funktioniert. Womöglich liegt es an Malgartens Abgeschlossenheit, vielleicht an Annas Nachrichtenaskese.

Es ist sie. Einzig sie. Sie stellt keinen einzigen Anspruch und dennoch lebt sie ihr Leben weiter, fegt mit einer charmanten Handbewegung meine Selbstzweifel aus ihrer Kemenate, als wären sie Nachtfalter, die ins Tageslicht torkeln, erledigt ihre Geschäfte in derselben Ruhe, mit der sie mir signalisiert, alle Zeit der Welt für uns zu besitzen. Seit ich in der Stillen Nacht in ihr Leben getreten bin, trunken von irrsinnigen Abenteuern, beseelt von ihrer selbstlosen Liebe, habe ich die Zeit verloren, das alte Maßwerk der Vernunft, bin in eine Kindheit zurückgestürzt, deren Glück ich nicht erinnerte.

»Ich ersehne dich«, sage ich still für mich.

Sie hat es natürlich gehört. Und weiß, was es bedeutet. Wir sind die Monate zusammen, seitdem, die Tage, die Stunden. Trennen uns mit angehaltenem Atem minutenweise für die Tagesgeschäfte, meist begleite ich sie zu den Terminen unter dem wohlfeilen Vorwand der Fotografie, hätte längst eine schillernde Serie über die Etagen gedeihlicher Agenturen ablichten können, eiskalt wie Wasserkessel, aber die Ausflucht will stets eine bleiben, ich streune durch die bedeutungslosen Gegenden wie ein Hund, der allmählich ahnt, daß er ausgesetzt worden ist. In den Nächten versuche ich dann, die Zeit zurückzugewinnen, die Nähe, aber es nichts gutzumachen, nichts. Wenn sie das Kloster einmal allein verläßt, ist es, als bräche sie ihr Gelübde, sie läßt mich zurück, und wenn sie heimkommt, schweige ich besser, aber sie versteht alles, belächelt es nicht, bestraft es nicht, nimmt es hin wie die restliche Wirklichkeit.

Bedingungslos gebe ich mich der Lächerlichkeit preis. Soll Anna nun verlassen, soll mich aus der Obhut des Klosters entfernen, um das Land der Schotten abzulichten. Wenn ich je zurückkehre, werde ich längst exkommuniziert sein, die Frau meines unübersichtlichen

Lebens liegt lange verfault in der Erde des Malgartener Friedhofs, und niemand kann sich daran erinnern, daß hier je das Glück zur Miete gewohnt haben soll. Wie eine Kettensäge zerreißt mich die Sehnsucht, wenn sie Brötchen kaufen geht. Wie kann ich den Kontinent verlassen für eine ganze Woche, zehn Tage, zwölf. Ich bin verrückt.

»Ja«, sagt sie.

Die Sonne steht hinter einer Milchglasscheibe über den Bäumen, und ich wünschte, die Veränderungen des Wetters riechen zu können wie der Maler Dreierwalde, der just mit einem Spaten über der Schulter und einer Aktentasche in der Hand aus dem kleinen Wald kommt.

»Jemanden verbuddelt?« frage ich ihn.

Er lacht sein knarziges Lachen, hinter dem, wer ihn nicht kennt, stets eine kräftige Prise Verachtung vermuten dürfte, aber es drückt nichts anderes aus als eine tief verschüttete Zuneigung zu den widersprüchlichen Eigenarten der Menschen. Sie ist in jedem seiner deftigen Bildern wiederzufinden, die resolute Milde des Direktors eines zoologischen Gartens für Mißbildungen und Schwermut.

»Ausgebuddelt«, sagt er und öffnet die Aktentasche, zeigt mir vermodertes Wurzelzeugs, erdige Steine und einen kalkweien Katzenknochen. Die halbe Welt schleppt er in sein Atelier, stellt sie in Kisten und unter Glas aus wie in einem extraterristischen Museum, spielt mit dem Strandgut, verändert es zu Skulpturen oder läßt es in seinem Werk als Marginalien erscheinen, seiner grellen, spöttischen Bilderwelt befremdliche Botschaften, die Zeugnis geben von der Vergänglichkeit und gleichwohl vor dem Vergessen retten.

»Wie wird das Wetter?« frage ich ihn.

uerst sorgfältig, als trage er tausendjhriges Porzellan in seiner Aktentasche, schließt er sie, lehnt sie gegen einen Pfahl, dann richtet er sich auf und schnuppert und glotzt wie ein merkwürdig menschenähnliches Tier in Kittel und Gummistiefeln.

»Es verändert sich«, sagt er nach einer Weile und spürt der Luft zwischen Daumen und Zeigefinger nach. »Von Nordwest, atlantische Strömungen, nicht wahr?«

»Das bedeutet wahrscheinlich Regen.«

Er nickt, schielt nach seiner Tasche, dann fhrt er sich mit einer Hand über die spärlichen Stoppelhaare, und die Sonne funkelt in seinen Silberringen.

»Vorher«, sagt er und deutet auf den Friedhof, »muß ich ein Grab ausheben. Morgen früh wird der Bauer Haneklaus beerdigt. Fast neunzig geworden, nie einen Arzt gesehen und am letzten Sonntag noch an der Theke gestanden und zwei Bier getrunken. Das nennt man ein erfülltes Leben, nicht wahr?«

»Ja, wahrscheinlich«, gebe ich matt zur Antwort. Anna steht drüben am Kofferraum ihres japanischen Wagens und räumt mit dem Gepäck herum. Vielleicht hat der alte Haneklaus seine Frau geschlagen, die Familie tyrannisiert, und die Enkel freuen sich jetzt auf bessere Zeiten, die Kinder verbittern noch mehr, weil sie selbst steinalt geworden sind unter der vergeblichen Aussicht auf Heilung. Es gibt nichts anderes mehr zu erben als Besitz, und am Tag nach der Beerdigung werden sie anfangen, ihrerseits den Rest der Familie zu tyrannisieren. Vielleicht aber beweinen sie morgen den alten Mann, als wäre mit ihm für alle Ewigkeit das Glück und das Heil von ihnen gegangen, und wenn Dreierwalde die erste Schaufel Erde in das Loch zurückwirft, erscheint ihnen mit dem Leben des Alten die Welt an ihr Ende gekommen.

Anna kommt zu uns her.

»Hallo Axel«, sagt sie, spielt mit dem Schlüsselbund und schaut in den Himmel.

»Moin Anna!« Er steckt die silberschweren Hände in die Kitteltaschen und lacht.

»Regen?« fragt sie.

»Heute Abend«, sagt er, »hoffentlich erst, nicht wahr«, und erzählt ihr die Geschichte vom Grab des alten Haneklaus.

»Daß du das immer noch machst, Axel«, sagt sie und wirft einen selbstvergessenen Blick über die Grabmäler des alten Friedhofs.

»Wenn ich mal selbst verbuddelt werde, ist mir das Erdreich nicht fremd, Anna.«

In der tiefen Zuneigung, die die Königin ihrem treuen Hofmeister entgegenbringt, schaut sie ihm lächelnd zu, wie er die Tasche aufnimmt, den Spaten an den Pfahl lehnt und sich verabschiedet.

»Montag bin ich zurück«, sagt Anna, »im Laufe des Tages.«

Wie gewiß das klingt.

»Viel Spaß bei den Schotten!« ruft Dreierwalde und verschwindet hinter der Kirche.

Es ist alles gepackt, es ist alles getan. Wir gehen ein letztes Mal ins Haus zurück. Die Post ist gekommen, Anna durchfliegt ihre Geschäfte, für mich sind von zwei Agenturen Briefe da, die ich nicht recht verstehe. Sie wollen meine Bilder alleinig vertreten, wenn sie eine hinreichende Qualität haben. Damit meinen sie natürlich nicht eine technische, sondern eine ästhetische. Die Fotos, die ich geschickt habe, entsprechen offenbar ihren Kriterien, denn sie werden als annehmbar bezeichnet. Bis in diese verquere, zweideutige Wortwahl ähneln sich die Schreiben. Stammen wahrscheinlich aus einem Handbuch für verschlagene Agenturen.

Möglicherweise waren sie begeistert, nehme ich einmal völlig unbescheiden an, haben die Fotografien untereinander weitergereicht, fachmännisch genickt und sich verstohlen auf die Schenkel geklopft. Ich werde ihre maroden Agenturen vor dem Ruin retten, aber die Makler meiner Arbeit müssen sich auf keine Strategie einigen, sie haben das Verfahren lange schon verinnerlicht: garantiert aufregungsfreies Understatement und die bewährten Vokabeln rausgekratzt von einer alleinigen Annehmbarkeit. Es ist nichts weiter als das alte Spiel mit Worten. Mit der ersten Reaktion entscheidet sich, ob man nimmt oder gibt.

Anna schaut mir über die Schulter, streicht zärtlich durch mein Haar.

»Positiv?«

»Relativ.«

Ich lasse sie es lesen.

»»Alleinig« bedeutet Exklusivität, »Annehmbarkeit« Freudengeheul«, sagt sie lächelnd und gibt mir die Briefe zurück. »Sie ersticken an ihrer Begeisterung.«

»Hab' ich just phantasiert...«

»Es ist sind gute Nachrichten, Carl. Sehr gute. Und gleich von zwei Agenturen!«

»Und welche soll ich anschreiben?«

»Beide. Aber nicht jetzt. Wenn du aus Schottland zurück bist.«

Ich schaue mir die Schreiben genauer an.

»Sie haben Verträge mitgeschickt.«

»Ja klar, sie sind nervös.«

»Was soll ich machen?«

»Abwarten, dann verhandeln. Laß sie die Exklusivität etwas kosten...«

Sie weiß, wie es geht. Wird mir gewiß einen Text designen, wenn ich den Preis für meine Exklusivität festsetze. Sie kennt die Regeln. Jeder im Team setzt voraus, daß der andere in erster Linie seinen Vorteil sucht. Begeisterung ist die Todsünde der Agentur, Naivität die des Fotografen.

»Wie spät?« frage ich.

Sie schaut auf die kleine Bahnhofsuhr, die sie am Handgelenk trägt.

»Gleich halb drei.«

»Laß uns los!«

Anna schließt ihre Wohnung ab, ich humpele die Treppe hinab, bringe die Angebote der Agenturen noch eben in mein Zimmer und werfe einen Blick aus dem Fenster hinter dem Schreibtisch. Die Frau des Tischlers sitzt auf der Bank vor dem alten Backhaus und liest. Ihre Schönheit ist ausschließlich Anmut, ein Liebreiz, der sich aus ihrer Sprachlosigkeit speist, aus einer offensichtlichen Verwundbarkeit. Ich bin mir nur nicht sicher, welche Sorte Instinkt das bei mir auslöst: die des Beschützers oder die des Jägers.

»Was macht dein Fuß?« fragt Anna. Zweifellos besitzt sie die Fähigkeit, Gedanken lesen zu können. Wenigstens meine. Hat mir vorhin den Verband erneuert, die Wunde sanft gewaschen und mit einer Wundersalbe balsamiert wie die barmherzige Jungfrau aus dem Ritterroman, und ich, kaum daß ich durch ihre heilende Hand vor dem Tod errettet bin, schiele nach dem Weibe des Tischlers.

»Es geht«, sage ich und bemühe mich, den beiden Worten eine Färbung zu geben, die nach tapfer durchstandenen Verhängnis klingt. Aber ihr mache ich nichts vor. Sie lacht, nimmt mich in den Arm, dreht mich vom Fenster weg und küßt mich mit Macht.

»Dann geht's ja«, sagt sie ein wenig atemlos und schiebt mich aus dem Raum. Ich will hier nicht weg.

Als wir das Klostergelände durch das Torhäuschen verlassen, steht die Lebensgefährtin des Malers in der Tür ihres Blumenladens, hält ein Gesteck in den Händen und nickt uns zu, als gäbe sie uns einen diskreten Segen mit auf den Weg. Erika gehört, wie die Frau des Tischlers, zu den verschwiegenen Frauengestalten, die sich in Kloster Malgarten auf eine seltsam übereinstimmende Art zusammengefunden haben, Schwestern eines Ordens der stillen Schönheit. Und Anna, denke ich jetzt, hat vielleicht dazugehört, damals, bevor wir uns in Hafersteins Agentur begegnen sind.

»Erika und Axel...«, sagt Anna.

Oder sie gehört noch immer dazu. Treffen sich nicht konspirativ unter den Gewölben des Kellers, nicht zu kontemplativen Betstunden oder stumm bei der Arbeit im Klostergarten. Sie verständigen sich vermutlich wortlos, gehen sich nicht aus dem Weg, aber begegnen sich kaum, und bei gemeinsamen Feiern ist es lediglich die Stille, die Schönheit, die sie verbindet, auch wenn sie den ganzen Abend keinen Blick miteinander wechseln. Es ist, als hätten sie ein gemeinsames Geheimnis.

Anna hält bei der Sparkasse an. Eine gute Idee. Ich hole Geld und Kontoauszüge, und studiere sie, als sie in den Wagen zurückkehrt. Der Monat hat begonnen wie jetzt jeder: das Unternehmen *RHC* überweist mir unter dem Bezug »Tantieme« dreitausend Euro. Seit Anfang des Jahres. Es dauert nicht mal mehr eine Woche, und der nächste Monat beginnt. Ich schüttele den Kopf.

»Was ist?« fragt Anna und schaut flüchtig aus ihren Auszügen auf, mit denen sie wohl andere Sorgen hat.

»Ich muß ihm klarmachen, daß es zuviel ist.«

»Was?«

»Das Geld, das er monatlich schickt.«

Sie beugt sich zu mir her und wirft einen Blick auf den letzten Auszug.

»Sympathisch«, sagt sie.

Da steht eine fünfstellige Zahl auf meinem Konto, eine schwarze.

»RHC«, fragt sie, »was bedeutet das?«

»Weiß ich nicht. Irgend eine Hausverwaltung. Rotterdamske Huis Contoor, oder so.«

»Das ist doch charmant«, sagt sie. »Du bekommst monatlich eine fette Tantieme von einer Firma, deren Namen du nicht einmal kennst!«

»Daran ist überhaupt nichts charmant!« Ich begreife nicht, wie solch ein Kontoauszug so etwas wie Verzweiflung in mir erzeugen kann, aber es scheint tatsächlich so zu sein. »Das Jahr ist noch längst nicht um, und ich habe mehr als zehntausend Euro auf dem Konto. Und es ist ja nicht so, daß ich nicht die ganze Zeit von seinem Geld gelebt habe. Ratzfatz werde ich zu einem reichen Mann, kann nichts dagegen tun, habe kein Stück dafür getan. Es ist ein schabiges Gefühl.«

»Das ist ein Problem«, sagt sie ohne jede Ironie, faltet ihre Auszüge und steckt sie in das Handschuhfach. Ich lege meine dazu. Sie breitet eine Straßenkarte aus.

»Wie erklärt Gouda das bloß seinem Finanzamt?« frage ich.

»Keine Ahnung«, antwortet sie mit einem Blick auf die Karte. »Entweder fahren wir in Bramsche auf die Autobahn und über das Lotter Kreuz, oder über die Dörfer. Hesepe, Ueffeln, Neuenkirchen, Mettingen, Ibbenbüren.«

»Was ist näher?«

»Keins von beiden. Die Dörfer sind schöner, die Strecke dauert aber doppelt so lang.«

»Wie was?«

»Doppelt so lang wie die Autobahn.«

»Und wie lange dauert die?«

»Halbe Stunde.«

»Das heißt«, sage ich, beuge mich zu ihr hinüber, nehme ihre linke Hand und schaue auf die Bahnhofsuhr, »wir benötigen eine halbe Stunde mehr. Über die Dörfer.«

Sie grinst.

»Jetzt«, rechne ich, »ist es gleich Viertel vor drei. Dann wären wir etwa Viertel vor vier in Ibbenbüren, Viertel vor fünf, Viertel vor sechs, sehr wahrscheinlich gegen halb sieben in Haarlem. Wann sollten wir...«

»Am späten Nachmittag.«

»Gouda legt Wert auf Pünktlichkeit.«

»Ich weiß. Nicht nur Gouda«, sagt sie und lacht. »Also die Autobahn.« Sie wendet auf dem Parkstreifen der Sparkasse. »Wenn es glatt läuft, ist zwischendrin vielleicht noch Zeit für ein Kopje Koffie.«

In einer Sekunde sind wir aus dem Dorf. Ihr Wagen ist ein mittelschweres Gerät, und sie geht damit so souverän um, wie sie lebt. Die Landschaft fliegt davon, das Kloster gibt es längst nicht mehr, und ich frage mich, ob sie so etwas besitzt wie einen Lebensplan, einen Wunsch, einen Traum, der jenseits der schicken Arbeit als Textdesignerin und diesseits des Rentenalters eine Perspektive eröffnen könnte. Spontan hat sie mal gesagt, sie würde mich heiraten. Da kannten wir uns eben ein paar Stunden, und hätte ich eingewilligt, wäre sie seit dem Neujahrstag Anna Leibnitz – oder ich Carl Andersen.

Ich schaue hinüber. Das Fahren macht ihr Spaß, sie beherrscht den Wagen nicht nur mit einer Art instrumentaler Routine, sie besitzt ein Gefühl für die Maschine, die ein Teil von ihr geworden ist, verlängerte Sinne und Organe, ihrem schönen Willen unterworfen.

Sie mag, das habe ich bereits erlebt, gelegentlich von Ängsten umschlossen werden, wie jeder das kennt, irrationale Gespinste, die uns in wachen Nächten quälen oder tagsüber zwischen den Zeilen der sogenannten Realität. Aber Anna fürchtet sich nicht. Nicht vor den Wirklichkeiten ihres schönen Lebens. In derselben Spontaneität könnte sie erklären, mich doch nicht heiraten zu wollen. Sie erwacht an einem gewöhnlichen Morgen, ohne zu wissen, was sie tagsüber tun, wer sie in zwanzig Jahren sein will. Ich habe das ebenfalls gekonnt, habe jahrelang nichts gewußt, als daß ich mittelmäßige Fotos schieße für eine

mittelmäßige Zeitung. Der Rest des Lebens war einem Zufallsgenerator überlassen, und dementsprechend verlief es. Sie scheint sich um nichts zu sorgen, dennoch kommt sie so ruhig, so sicher an ihr Ziel wie ihr Toyota bis zum späten Nachmittag nach Haarlem.

In den vergangenen Monaten habe ich viel fotografiert. Eine ehemalige Klosterzelle ist nun mein Labor, und es haben sich schöne Segmente meines neuen Reviers abgebildet, das Kloster, der Garten, die Bewohner, das Land drumherum: stille Bilder einer stillen Welt. Vor Weihnachten wird es eine Ausstellung geben, aber selbst wenn die regionalen Feuilletons sich begeistern lassen, selbst wenn ich von jedem Foto ein Dutzend Abzüge verkaufen werde, so ist das alles nicht mehr als eine nette Fingerübung, das Idyll alsbald ausfotografiert, neue Motive fänden sich allenfalls in einer Art Mikrokosmos.

Gouda hat es von Anfang so gesehen. Das Kloster mußt du als Refugium begreifen, hat er gesagt, als Ruhepol und Ausgangspunkt für die Expeditionen in die Welt, denn die ist dein Arbeitsplatz. Hat sich für mich ein wenig grandios angehört, aber im Prinzip scheint er Recht zu haben, und so eine unverbindliche Reise nach Schottland ist als erster Schritt in die Welt sicher nicht verkehrt.

Anna hat mal gesagt, sie könnte sich nicht vorstellen zu expandieren, aus individueller Dienstleistung ein Büro zu machen für Komplettlösungen, Design aus einer Hand, ein Dutzend genialer Köpfe, die sich tagaus, tagein die kreativen Bälle zuwerfen. Auf keinen Fall. Und was ist mit uns? Sie hat gesagt, sie will eine Beziehung nur in bedingungsloser Ausschließlichkeit. Also sind wir Mann und Frau für den Rest unserer Leben. Nur der Tod soll uns scheiden. Ist das so? Müssen wir uns das immer wieder sagen, den Schwur erneuern, das Gelübde mehrmals täglich bestätigen wie in Stundengebeten?

Zunächst stehen wir an der Ampel in Engter. Sobald wir auf der Autobahn sind, werde ich sie nach dem Rest unserer Leben fragen. Die Sehnsucht zerfrißt mir schon jetzt den Verstand, und es sind noch zwei Kilometer bis zur Auffahrt.

Ausgangs des Dorfes wird gebaut wie verrückt, lauter Einfamilienhäuser auf schmalsten Parzellen sehen aus wie ein zusammengerutschtes Architekturmodell. Die Familien haben ihren lebenslangen Eid bei der Bank längst geleistet, ihre Schuld materialisiert sich nun wie ihre Hoffnung in einem schönen Käfig umbauten Raumes, die Terrassen beäugen sich gegenseitig, die Zäune, die Hecken, die Plattenwege beschreiben ihre Zukunft.

Die Autobahn ist noch dichter besiedelt. Anna fädelt sich routiniert zwischen Lastwagen ein, beschleunigt auf die Überholspur und hat binnen weniger Sekunden in diesen Fluß rasendschneller Fortbewegung gefunden, dem wir unsere Wahrnehmung untergeordnet haben. Die Fahrbahn, die Zeichen und die Landschaften strömen an uns vorbei wie eine uralte Simulation.

»Anna...?« höre ich mich zwar flüstern, weiß aber noch nicht so recht, was ich eigentlich will – und, wie ich es sagen soll. Wie ein Kind werde ich fortgebracht, und die Gefahr, an der Sehnsucht zu verenden, scheint mir so real, als wäre ich vor einhundertfünfzig Jahren unterwegs zu den Quellen des Nil.

»Ach ja«, sagt sie da, »von Erika und Axel wollte ich dir erzählen.«

»Was ist mit denen?«

»Sie haben sich getrennt.«

»Wie bitte? Wer?«

»Na«, sagt sie und lacht. »Axel und Erika.«

»Nein.«

»Doch.«

»Seit wann?«

»Das weiß man ja nie so genau«, sagt sie und meint es vielleicht ironisch, aber für mich hört es sich an, als besitze sie Erfahrung im Umgang mit dem plötzlichen Beziehungstod. »Ich weiß es seit ein paar Tagen.«

Sie erzählt von den üblichen Entfremdungen, die der Liebe auswachsen wie Kartoffelkeime auf der Suche nach dem Licht, erzählt von Erwartungen, die im Verborgenen enttäuscht werden, und wenn sich so ein lichtscheues Virus in einem Moment des Schweigens zeige, in halbawachen Zuständen oder unter dahingesagten Worten, dann fege die Vernunft die Furcht hinweg, und das Gift des Zweifels breite sich aus wie Schimmelpilz. Sie spricht, als wäre sie just von derselben Krankheit befallen, bringt uns nebenher in elegantem Bogen durch das *Lotter Kreuz* und auf die Autobahn Richtung Amsterdam, und währenddessen stelle ich mir vor, wie das geht, wo die Liebe verbleibt, die zunächst so irrsinnig greifbar ist, zuletzt offenbar nicht mehr als eine beliebige Erinnerung. Ich kenne Dreierwalde und seine Frau erst seit einem Dreivierteljahr, habe aber niemals daran gezweifelt, daß sie seit dreißig Jahren und für die nächsten dreißig zusammengehören, zusammenbleiben und an ein und demselben Tag versterben werden, weil der Tod sie so nicht scheiden sondern weiter vereinen würde.

»Vorhin hat er nichts gesagt«, wende ich ein. Es klingt, als könnte ich das, was sie erzählt hat, mit einem Wort ad absurdum führen. »Habe noch dieser Tage mit ihm gesessen und über das Gewicht des Lebens philosophiert, über die Arbeit des Totengräbers und den verschwiegene Einfluß der Fotografie.«

»Er hat sich halt nichts anmerken lassen.«

Sie wirft mir einen flüchtigen Blick herüber, und ich lese darin, daß sie haargenau weiß, was in mir geschieht. Wie das geht, denke ich so. Daß man redet, reale Bilder beschwört und sich gleichzeitig räumlich entfernt – oder annähert. Die Idee, daß man damit Einfluß nimmt auf die Geschichten, macht meine Sehnsucht nur brennender, und wenn ich aus Schottland zurückkehre, wird nichts mehr sein, wie es war. Meine Dependancen werden aus ihren Räumen in mein Zimmer gewandert sein, ihr Blick sucht nach den Horizonten außerhalb der Klostermauern, und ihre Zärtlichkeiten tragen die Farbe des Mitgefühls.

»Wie lange waren sie zusammen?«

»Zwei, drei Jahre, glaube ich.«

»Mehr nicht?«

»Nein, warum?« fragt sie und hängt sich hinter einen Sportwagen, der uns eine Schneise in die Kleinlaster, Wohnanhänger und Sonntagsfahrer pflügt. Backbords liegt eine dicke Linsensuppe über dem Teutoburger Wald, wie eine Reklametafel fliegt ein Gewerbegebiet vorüber, die Fahrzeuge auf der Gegenfahrbahn haben allesamt das Licht eingeschaltet.

»Uns wird es eines Tages nicht anders ergehen, nicht wahr?«

Wenn man sich verliebt, entzündet man für jedes Jahr, das man das Glück an sich binden möchte, eine Kerze. Von der Erfahrung gebrannte Seelen aus lauter Vorsicht womöglich nur ein, zwei Stück, wer aber Herz über Hirn sein Leben verliert an jemand anderen, der entflammt auf einen Schlag drei, vier Dutzend Lichter, die ihm neben der Liebe und dem Segen auch gleich ein langes Leben versprechen. Ein dummes Wort aber kann eine Kerze verlöschen lassen. Mit einem Blick kann man ein halbes Dutzend Flammen ersticken, und die Furcht vor einer Sturmböe, die alles Licht auf einmal löscht, ist selbst ein kühler und steter Windhauch.

Sie lacht, und ich weiß nicht, ob es spöttisch klingt oder resigniert, vielleicht auch ein wenig genervt, jedenfalls folgt sie dem Sportwagen konzentriert, das Land fliegt davon, und jede weitere meiner dämlichen Fragen wird ein Sechserpack Kerzen auslöschen.

»Was machst du die Zeit?«

»Welche Zeit?«

»Während ich in Schottland...«

»Ich stehe am Fenster und erwarte dich«, sagt sie vollkommen ernst, schaut nicht nach links, wo sich über dem Gebirgrücken ein letzter Sonnenstrahl vor den heranziehenden Regenwolken duckt, nicht nach rechts, wo ein Schwachsinniger in seinem verzweifelte

Inneren eine Hand voll brennender Kerzen abzählt. Ich stelle mir vor, sie verlöre für nur einen Sekundenbruchteil ihre Sicherheit, der Wagen vor uns würde vom Wind, der den Regen heranträgt, um ein Geringes aus seiner rasenden Bahn gedrückt, und ein letztes Mal streckte sich die Zeit, geräuschlos vollzögen sich die Gesetze der Physik in einer wilden Achterbahnfahrt, überall fliegen Dreck und Splitter, das Licht verlöscht für immer, alle Fragen sind beantwortet, jegliche Frist ist an ihr Ende gekommen, jeder Wunsch und alle Versagungen.

Der Sportwagen nimmt die Abfahrt Ibbenbüren, der Fahrer ist ein Jüngling mit einem blonden Zopf, der im Zurückbleiben mit aufgestelltem Daumen und infantilem Grinsen der Frau Anerkennung zollt, die ihm folgen konnte. Anna hat es nicht gesehen, aber sie läßt den Wagen jetzt langsamer gehen, zieht ihn auf den rechten Fahrstreifen und richtet sich augenscheinlich auf eine lange Strecke des Schweigens ein.

»Ein kluger Mensch«, sagt sie dann irgendwann hinter Rheine, »hat einmal gesagt, der Abschied sei die innigste Form menschlichen Zusammenseins.«

Zu ihren Worten fallen die ersten Regentropfen auf die Windschutzscheibe. Es ist wie in einem kitschigen Film. Ich werde ihr erklären, wie sehr ich sie liebe, wie schrecklich ich sie schon vermisse, da sie noch an meiner Seite ist. Ein ganzes Wochenende habe ich Zeit, und wenn wir dann tatsächlich Abschied nehmen müssen, habe ich hoffentlich ein paar Lichter neu entzündet.

»Wie im Augenblick des Todes«, sage ich.

Sie gibt keine Antwort, aber ihre rechte Hand legt sich auf mein Bein und streichelt mich. Ich nehme ihre Hand und küsse sie. Die Grenzstation ist nur noch eine Art Raststätte. Zwei deutsche Polizisten stehen an ihrem Wagen und schauen uns gelangweilt hinterher. Heutzutage zischt man mit Lichtgeschwindigkeit in die Niederlande, damals fuhren wir mit den Rädern durch eine schattige Allee auf einen rot-weiß gestreiften Schlagbaum zu, und ich beobachtete mit großen Augen, wie Gouda seinen niederländischen Paß aus den Satteltaschen kramte.

Kapitel 2

Von Anbeginn ist das Reisen ein Motiv unserer Freundschaft gewesen. Als er mich das erste Mal zu einem Wochenende nach Mettingen eingeladen hatte, das war in der Quinta, stand am Samstagmittag ein großer schwarzer Wagen neben dem Dom und brachte uns in einer Art Triumphfahrt durch die lärmenden und glotzenden Trauben heimwärts ziehender Pennäler aus der Stadt. Später sind wir dann mit der Tecklenburger Nordbahn vom Hasetorbahnhof gefahren, es entwickelte sich die Routine der Pendler, wir hatten bald schon keinen Blick mehr für die gemächlich vorüberziehenden Landschaften, waren stets und immer in brillante Dispute verwickelt, und ob sie philosophischer oder naturwissenschaftlicher Natur gewesen sein mögen, noch immer haben wir zwischen dem Klingeln nach der sechsten Stunde und dem an der Tür des Hauses *Wilhelmina* die Welt entscheidend verändert: nur daß sie nichts davon gemerkt hatte. Die Zeit besaß ein eigenes Maß da draußen, und ob wir nun vor dem Haus Fußball spielten, auf der Terrasse der untergehenden Sonne nachschauten oder tagsüber in den Wäldern, Weiden und bei den Bauern unterwegs waren, es war eine Welt, die mit der in der Stadt überhaupt nichts gemein hatte.

In jeden Ferien indes war Willem fort. Fuhr am Morgen des ersten Ferientages mit der Bahn nach Holland, von dem ich damals nicht mehr wußte, als daß es ein Land im Westen war, wo alles anders war, nicht nur die Sprache vollkommen unverständlich, alle Sitten und Gebräuche auf den Kopf gestellt und die Landschaften komplett unter Wasser. Am Abend vor Schulbeginn kam er zurück, und seine obligaten Reisen erinnerten mich schmerzlich daran, daß er nur zu Gast, quasi auf Abruf in meiner Nähe war. Mir wurde bald bewußt, daß er seine Heimat weder in meiner Stadt, noch im Mettingschen hatte, obschon er ein Leben zu führen schien, daß meinem in vieler Hinsicht so sehr ähnelte. Seine Wurzeln besaß er woanders, jenseits meines Horizonts, das verlieh ihm etwas Geheimnisvolles, eine Art mythischer Aura, und bei Gelegenheit, wenn ich ihn vermißte, kam er mir vor wie eine Romanfigur, an die man sich besonders lebendig erinnert.

Das wurde anders mit unserer ersten gemeinsamen Reise nach den Niederlanden. In den Sommerferien machten wir uns mit vollgepackten Fahrrädern auf den Weg von Mettingen nach Haarlem: über Delden, Apeldoorn und Hilversum. In vier Tagen aus eigener Kraft ans andere Ende der Welt. Die Stationen unserer Fahrt haben sich für alle Zeit in meine Großhirnrinde eingebrannt, ich kann die Bilder abrufen, als wären wir im letzten Sommer unterwegs gewesen. Die Erinnerung ist eine elegische Kamerafahrt durch blühende Felder, über schattige Fahrradwege, durch schmucke Dörfer und an den Rändern der Grachten und Kanäle. In den Jugendherbergen wurden wir ausgesprochen freundlich aufgenommen, das Land war so faszinierend fremd für mich, so warm und sinnfällig, und als wir über die Grenze und nicht einmal bis Oldenzaal waren, überkam mich schon ein heftiges Heimweh nach dem Land, das ich eben das erste Mal betreten hatte.

Mit skeptischem Blick blätterte der niederländische Zöllner in meinem Personalausweis, als wäre da eine versteckte Botschaft aufzuspüren. Schließlich gab er mir das Dokument, das ich ein paar Wochen zuvor voller Stolz in Empfang genommen hatte, mit einem Blick zurück, in dem eine Reserviertheit gelegen haben mag, die ich damals zu lesen nicht in der Lage war. Ich sah jedoch, wie sich seine Miene veränderte, als Willem seinen Pass aus den Satteltaschen gekramt hatte: wie ein Zertifikat für den Eintritt in das Paradies. Das Gold des Wappens auf dem königsblauen Pass war dasselbe wie in den Epauletten der Uniform des Zöllners, der eine Hand auf Goudas Schulter legte, und der letzte Blick, den er mir gönnte,

war gewiß ein gnädiger. Begriffen habe ich damals nichts. Gespürt eine Menge, vor allem etwas später, unterwegs, an den Rändern unserer Reise gewissermaßen, die tiefe Verbundenheit mit seinem Land, die Melancholie eines Lebens im Abschied, die ich als schlichtes Heimweh mißverstand. Aber unsere erste gemeinsame Reise war ein großes Abenteuer, das ein Band knüpfte, das es bis heute gibt.

Sechzehn Jahre waren wir damals alt. Und bis auf den heutigen Tag wäre es sein größter Wunsch, die Zeit hätte sich in jenen Jahren eines Besseren besonnen, hätte für einen langen Atemzug angehalten wie der Sekundenzeiger der Uhr auf dem Bahnsteig des Hasetorbahnhofs zur vollen Minute, wäre von da an rückwärts gelaufen, wir würden in unsere eigenen Kindheitstage altern, und die Ahnen wären die Nachfahren, wären in einer vergangenen Zukunft nach Osten aufgebrochen, nach dem sagenhaften Batavia und zu den Molukken, um den Reichtum zu begründen, der mir noch bei meinem hundertsten Aufenthalt in Mettingen oder Haarlem unbegreiflich war.

Irgend jemand Unverschämtes schlägt mit einem Hammer auf immer dieselbe Synapse in meinem Hirn, als wäre sie ein Flansch, eine Schraubverbindung, mit der man ein enormes Gewicht an Erinnerungen fixieren kann – oder abstürzen lassen. Mir ist reichlich übel von dem spitzen, metallischen Lärm in meinem Kopf, und kurz bevor sich die Spundwand löst oder schließt, verstummt der Hammer, und ich bin erwacht. Das Licht kriecht mir in den Schädel wie heißes Wasser in ein Instantpulver, das ergibt eine Art Bewußtseinsuppe, in der Zusammenhänge und Bedeutungen herumschwimmen wie Buchstabennudeln, und erst allmählich kristallisiert das Geflimmer ein Bild aus, das mir vertraut ist.

Wir liegen in Goudas Gästezimmer im Giebel seines Hauses am Grootte Markt, das erste Tageslicht dringt durch die Ritzen der Jalousie, sucht auf den Buchrücken in den Regalen zu meiner Linken nach einem ganz bestimmten Titel, spiegelt sich in den Glasscheiben, unter denen die Ahnen der Familie van Duivendal in die Gegenwart blinzeln und leuchtet den Weltenraum aus, den die Staubpartikel wie träge Meteoriten durchziehen. Ich höre Annas Atem an meiner Seite. Sie schläft wie ein Kind, völlig entspannt, völlig hingeeben an die Rückseite des Mondes, aber wenn sie erwacht, ist sie augenblicklich da, von wo sie aufgebrochen ist, der lange Schlaf nur ein Wimpernschlag, die wildesten Träume nur ein flüchtiges Filmtheater.

Ich stehe auf und trete an die Ahnengalerie. Auf einer der Fotografien ist Gouda als junger Mann mit seinem Großvater Henny zu sehen. In Rollkragenpullovern, mit Segelschuhen und zerzausten Haaren stehen sie am Wasser, eine *Flying Dutchman* oder was sie damals gesegelt sind, liegt hinter ihnen an einem Steg, und es hat den Anschein, als hätten sie just eine Regatta gewonnen. Wahrscheinlich ist das Bild auf Schouwen–Duiveland aufgenommen worden, und seine Großmutter lebte noch. Damals studierte er in Utrecht, wir hatten uns seit einiger Zeit aus den Augen verloren, aber wie sich sehr viel später erweisen sollte, niemals aus dem Sinn. Und wenn ich ihm erklären würde, so eine Fotografie erzeuge in mir eine tiefe Wehmut, eine Sehnsucht nach Sinn und Maß, ein beinahe eifersüchtiges Verlangen nach dem Wohlstand an Gefühlen, stünde er wohl nur kopfschüttelnd an meiner Seite, sprachlos vermutlich, allenfalls fähig zu einer melancholischen Geste, die all die Geschichten von der absterbenden Dynastie der Ostindienfahrer zum Ausdruck brächte.

Gegen das viele Licht blinzele ich durch die Ritzen der Jalousie. Im Grunde genommen ist da unten vor dem Rathaus von Haarlem alles so wie seit Hunderten von Jahren an einem gewöhnlichen Markttag. Nichts hat sich wesentlich verändert. Die Menschen breiten ihre Waren aus, nicht nur um zu handeln, auch der bunten Vielfalt und des guten Wohlstands wegen. Es hat mit dem Stolz zu tun, aber auch mit einer irdenen Form von Ehrfurcht und Dankbarkeit: wie in Goudas Küchenstück des Malers Joachim Beuckelaer.

Im Schatten der Bavokirche steht ein Mann mit einem Hammer in der Hand, hat damit eben das Gerüst seines Blumenstandes montiert, und wackelt und ruckelt jetzt an dem Gestell, ehe er die blaue Plane aufziehen wird, die seine Frau herbeischleppt. Als er dem

Stand mit dem Hammer einen letzten kameradschaftlichen Schlag auf eine Ecke versetzt, erkennt meine Synapse das unverschämte Geräusch wieder, das mich geweckt hat.

Lange Zeit habe ich mir vorgestellt, das Geheimnis der Niederländer fände sich in ihrer Geschichte, habe mit der Monarchie zu tun, mit dem Calvinismus und dergleichen. So wird es auch sein, aber alles läßt sich mit historischen Motiven nicht erklären. Später bin ich drauf gekommen, wie sehr die Holländer von der geographischen Lage ihrer Heimat geprägt sind. Sie leben quasi an einem gigantischen Strand, allerdings ebenso sehr *im* Wasser wie *am* Wasser, und wie das Meer Tag und Nacht an die Küsten brandet, in die Grachten drückt und niemals schläft, so lebt der Niederländer in einer generationenalten Wachsamkeit, hat sich dem Schicksal seines Lebensraums niemals ergeben, hat dem Meer eine Kulturlandschaft abgerungen, deren Erschaffung ihn konsequenter geprägt hat als jegliche Religion. Eine über Jahrhunderte entwickelte Existenz hinter Deichen, Schleusen und auf Poldern erzwingt wohl eher Demut und Standhaftigkeit als mediterrane Lebensart. Es ist fürwahr ein aufgeräumtes Land und man kann ungeniert durch die Häuser schauen, aber sobald ich die Grenze überschreite, mit Anna im Fluge oder mit dem Rad zwischen Bad Bentheim und Oldenzaal, verziehen sich die Ängste aus dem Urwald der Kindheit wie die Wolken über diesem Land, die der stete Wind nach Osten treibt.

Für heute hat sich das Wetter noch nicht entschieden. Wie eine fleckige Milchglasscheibe steht ein hoher Himmel über der Stadt. Der Turm von Sankt Bavo ist eingerüstet, und die Uhr ist nicht zu sehen. Mein rechter Fuß erwacht eben mit einem gelinden Schmerz, der bis ins Sprunggelenk zieht, und ich stelle mir vor, der Rotwein hat mein Blut vergiftet, die Wollust, die jämmerlich herzerreißende Sehnsucht nach diesem Frauenzimmer, und da oben im gottverlassenen Schottland wird das Gift mein Herz erreicht haben, still werde ich dahingehen, und sie wird nicht mehr von mir zurückbekommen als einige mehr oder weniger mitfühlende Worte des Freundes, der meinen vergifteten Körper zwischen den Äußeren und den Inneren Hebriden dem Meer überantwortet hat. Ich schaue mich um. Anna liegt absolut entspannt in den Kissen, schläft wie tot und ist wahrscheinlich wieder zu faul zum Träumen. Ich schnappe mir die Zorki, gehe mich waschen und schleiche mich aus dem Haus und auf den Markt.

Die Händler organisieren sich nach einem perfekt verschlüsselten Plan. Ich streife durch das Gewirr, mache ein paar willkürliche Fotos und überlege mir, was das ergäbe, wenn man die erste Stunde des Marktes vom Dach der Bavokerk aus filmte, und die Aufnahme dann im Zeitraffer und rückwärts abspielte. Das Resultat wäre das Bild einer Explosion. Die rangiert in unserem Bewußtsein ganz oben auf der Skala der chaotischen Ereignisse. Zu Unrecht, denke ich, man wird es am Mittag von Goudas Gästezimmer aus beobachten können: die Auflösung des Marktes ist eine Detonation in Zeitlupe, die Wege sind wohl verschlungen, aber sie sind sinnfällig, und es herrscht das alte Gesetz, daß ein Körper nicht sein kann, wo ein anderer ist – wenigstens weitestgehend.

Nebenher fällt mir auf, beinahe jeder zweite Stand verkauft Blumen. Unterwegs haben wir Quadratkilometer von Treibhäusern gesehen. Die Blume scheint den Holländern Symbol für die Kultivierung einer Gegend, in der eigentlich nur Strandhafer wachsen würde, Queller und Meerlavendel.

Vor dem Rathaus gibt es eine Kaffeebude. Ein paar Händler sind da, die den Stand schon aufgebaut haben und sich vor dem Ansturm der Kundschaft mit einer Tasse Kaffee und ein paar Neuigkeiten eine Pause gönnen. In einer Friteuse bruzzelt eine Frühlingsrolle, eine Frau mit krummen, erdigen Fingern bricht sich ein Stück von einem Honigkuchen ab, und just in dem Moment, da ich mich in eine Ecke stelle, die Zorki in der Jacke verstaue und nach Zigaretten krame, verklingt die Musik, die aus einem Radio dudelt, eine Stimme verkündet, daß es Samstag sei, der 28. September und eben auf die Minute Viertel nach sieben. So früh.

Der Chef, ein Mittfünfziger mit rotem Gesicht und wilden, mit reichlich Gel nach hinten gezwungenen grauen Haaren, stellt einem Händler zwei Käsebrötchen hin. Dann fragt er mich nach meinen Wünschen.

»Een Kopje Koffie«, sage ich. Er nickt und macht sich an einer eleganten Kaffeemaschine zu schaffen. Das Mysterium der Gleichzeitigkeit erwärmt wieder einmal das Gemüt. Eben jetzt steht Frau Broxtermann mit ihrer Tochter in der Bude im Schatten des Hohen Doms zu Osnabrück und serviert Kaffee, den sie in großen Kannen frisch aufbrüht. Dort haben wir gestanden, an Heiligabend, haben gedacht, wir erledigen noch eine Kleinigkeit, bevor wir in Goudas Ferienhaus fahren, das er im tiefsten Sauerland versteckt hat, aber es kam alles ein wenig anders. Dort liegt auch der Ursprung meiner Liebesgeschichte, zerfressen und verschüttet an diesem fürchterlich unwirklichen Morgen damals, aber Anna hatte ihre schützende Hand über mir, lange bevor ich etwas ahnte. Nun soll ich zu den Hebriden, stehe dann auf der Insel Mull oder Lewis an einem Kai hinter einer transparenten Plane, glotze in den Regen, der da oben waagrecht fällt, schlürfe bitteren Tee und werfe meinen melancholischen Blick auf die Auswahl an Fischbrötchen.

Ein Chip piepst aufgeregt, der Chef kramt ein Handy aus seinem Kittel und schneidet die dritte Wiederholung der Ode an die Freude mittens durch. Dann horcht er, nickt, schaut einmal durch die Phalanx seiner Kundschaft, schnauft am Ende nur eine Bestätigung und steckt das Telefon wieder weg. Die Kaffeemaschine zischt und blubbert. Er reicht mir die Tasse rüber, schiebt ein Körbchen mit Milchproben und Zuckertüten näher und fragt, ob ich ein Foto machen könne.

»Foto?«

Er grinst, nickt und macht mit Daumen und Zeigefinger beider Hände vor den Augen die international anerkannte Pantomime für eine fotografische Aufnahme: klicks!

»Ja, von mir. Und meiner Cafeteria.«

»Wieso?« frage ich irritiert, fasse in die Jackentasche und finde dort zu meiner großen Überraschung eine Kamera.

»Ein Freund«, sagt er und grinst so merkwürdig, »hat mir verraten, daß Sie recht geniale Fotos machen.«

»Recht genial?«

»Hat er gesagt.«

Auch im Sucher trägt er noch dieses snobistische Grinsen. Ich trete zwei Schritte zurück, einer der Kunden gerät in den Ausschnitt und beißt in einen Hot Dog. Der Chef nimmt eine Tasse Kaffee in die Hand und schaut, als wäre sie für mich und er wartete eben nur ab, bis ich mit dem albernen Fotografieren fertig werde.

»Welcher Freund?« frage ich.

Er dreht den Kopf zur Seite und ein wenig in die Höhe, ich begreife augenblicklich, welcher ein Freund hinter der Sache steckt, und als er den Blick zurücknimmt, glitzert der Schalk in seinen Augen. Das ist der gute Moment. Ich mache das Foto, stecke die Kamera in die Jacke zurück und schaue über die Marktstände die Fassade des Duivendalschen Hauses hinauf. Hinter dem einen Fenster im Giebel weiß ich Anna tief im Schlaf verschlossen, in den Fenstern darunter ist nichts zu erkennen, keine Bewegung, kein Licht.

Der Chef bedankt sich mit einem schwermütigen Lächeln, weiß für einen Augenblick nicht recht, wohin er mit der Tasse in seiner Hand soll, dann setzt er sie kurzentschlossen vor sich ab, streut ein Tütchen Zucker hinein und rührt um. Wieder ein guter Moment, die Zeit stillstehen zu lassen. Der Gang der kosmischen Dinge hängt an einem Kaffeelöffel. Ich stecke mir derweil eine Zigarette an, nehme den ersten Zug und betrachte den grauen Himmel.

»Wie wird das Wetter?« frage ich nach einer Weile.

»Very nice.«

Die Antwort entspringt hinter meinem Rücken, und die Stimme kommt mir bekannt vor. Es ist Gouda. Tritt an meine Seite und fabriziert das Grinsen des Spießgesellen. Der Chef reicht ihm den Kaffee mit dem Zucker drin und dem Kosmos dran.

»Danke Henk!«

Henk tippt mit dem Zeigefinger an seinen tomatenroten Kopf und ist wieder anderweitig beschäftigt.

»Haste das Foto schon gemacht?« fragt Gouda.

Ich nicke nur.

»Und? Gutes Licht?«

»Wie hast du mich gefunden«, frage ich und mache mit der Zigarettenhand eine Gebärde über den Markt, »bei dem Gewimmel hier?«

»Keine große Kunst«, sagt er und greift zum Kaffee, »Beobachtung, Ausschlußverfahren und Intuition. Beziehungsweise Kombination.«

»Wie bitte?«

Er führt die Tasse an den Mund und nimmt vorsichtig einen ersten Schluck. Dann setzt er sie zurück, nimmt ein Tütchen, pult es umständlich auf, streut den Zucker in den Kaffee und rührt mit dem Löffel gedankenverloren seine Runden. Gouda ist der Meister der didaktischen Verzögerung, weiß die Neugier eines Gesprächspartners derart wollüstig auf seine begnadeten Antworten zu kaprizieren, daß man sich stets vorkommen muß wie ein sabbernder Hund vor einer Fleischerei. Hätte besser nicht nachfragen und einfach nur nicken sollen, was in der Gegenwart eines genialen Freundes niemals verkehrt ist.

»Ich habe Schritte auf der Treppe gehört, habe aus dem Fenster geschaut und gesehen, daß du das Haus verlassen hast.«

Ich nicke.

»Das war die Beobachtung.« Er probiert noch einen Schluck, verzieht das Gesicht und setzt die Tasse wieder zurück. Vielleicht ist der Kaffee zu heiß, vielleicht zu süß, er fährt sich jedenfalls über die Lippen, dann imitiert er meine Gebärde, weist mit der Hand über den Markt und erklärt: »Das meiste, habe ich mir gedacht, ist für Leica nichts: Blumen, Käse, Klamotten und abermals Blumen.«

»Das Ausschlußverfahren.«

»Richtig«, bestätigt er. In seiner Miene ist nicht mehr Ironie zu lesen als gewöhnlich. Sie war zwar stets ein charakteristischer Zug in der Nähe seiner Mundwinkel, ich fürchte aber, da wir nun alternde Männer sind, wird sich der gute Wein des feinsinnigen Spotts allmählich in den billigen Essig des Zynismus verwandeln. Dabei hat Willem sich in all der unbegreiflichen Zeit, die wir uns schon kennen, kaum ein Deut verändert. Wenn ich mich nur ein wenig konzentriere, erkenne ich in seinen Augen das selbstgewisse Licht des dreizehnjährigen Pennälers, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemals anders an meiner Seite gestanden hätte als mit der Nickelbrille auf der Kartoffelnase und dem kurzen Bart, der vor dreißig oder vierzig Jahren vielleicht weniger grau gewesen sein mag. Jetzt kramt er in seinen weitläufigen Manteltaschen, aber er zieht nicht mehr hervor als seine beredten Hände, die wie dressierte Vögel sind und flatternd auf den Giebel seines Hauses verweisen.

»Ich habe mir in der gehörigen Gründlichkeit die Zähne geputzt, mich mit der gebotenen Akuratesse angekleidet. Dann bin ich abermals an das Fenster da oben, wollte dich aber in diesem Getümmel nicht unbedacht suchen, lieber intuitiv finden. Was ist also derart früh sein Bedürfnis, habe ich mich gefragt. Bananen? Anemonen? Ein Stück Käse?«

»Kaffee!«

»So ist es. Hätte vielleicht auch ein saurer Hering sein können, aber so arg haben wir den Genever gestern Abend nicht traktiert. Also ein gezielter Blick auf den Speisewagen des alten Freundes Henk, und da kommt tatsächlich ein bekannter Fotograf geschlendert und gesellt sich beiläufig unter die Gestrandeten.«

Henk schiebt mir einen Aschenbecher her und grinst. Ich drücke die Zigarette aus und mache ihm ein Zeichen, daß er mir noch einen Kaffee bringen soll. Gouda hat längst die Betriebstemperatur erreicht. Manchmal habe ich den Eindruck, bei ihm erwacht in aller Herrgottsfrühe der Verstand, löst Denksportaufgaben universalen Ausmaßes und stellt dann irgendwann fest, es gibt überhaupt noch keine Körperfunktion, die ihm gehorcht, es fehlt der Software sozusagen die Hardware – aber es funktioniert.

»Manchmal am Samstagmorgen«, fährt er fort und entsendet eine flatternde Hand in die gegenüberliegende Ecke, wo sich der Händler die Reste der Käsebrötchen im Bart verteilt, »wenn ich von den Fenstern meines Palastes aus sehe, der Platz dort drüben ist vakant, teile ich dem Kaffeehausbesitzer fernmündlich mit, er möge mir dortselbst einen Kaffee servieren. Dann durchschreite ich das bunte Treiben, grüße meine Untertanen, sie grüßen huldvoll zurück, und wenn ich in der noblen Bude die königliche Loge betrete, steht ein frisches Kopje bereit.«

Henk bringt meinen Kaffee.

»Der Zucker...«, spricht Gouda ihn an.

»Was ist mit ihm?«

»Er süßt heute...«, der Meister des ungefragten Wortes findet für eine Sekunde dasselbe nicht, »...anders. Sehr intensiv, Mijnheer!«

»Stimmt«, sagt Henk, klaubt ein Zuckertütchen aus dem Korb und schaut es versonnen an. »Wahrscheinlich gibt es anderes Wetter, Willem.«

»Wahrscheinlich«, stellt der nur fest, schaut gleichermaßen gedankenvoll in den Himmel über Haarlem, dann auf das Tütchen und die Miene des Geschäftsführers. Henk sammelt einige Teller und Tassen vom Tresen und spült sie ab. Mir gespenstert der Ausdruck *very nice* durch den Kopf. Hat Gouda just bezüglich des Wetters gebraucht. Gestern hat Anna ihn benutzt, bezüglich einer anderen Befindlichkeit, sie hockte selig auf der Fensterbank, in meinem Fuß steckte eine halbe Rotweinflasche, und es war ein völlig anderes Zeitalter. Jetzt stehe ich in affigen Turnschuhen an einer Haarlemske Kaffeebude, verfolge mit dem unverständigen Blick des Achtjährigen die genialen Dialoge niederländischer Menschen und wünsche mir nichts sehnlicher, als an ihrer Seite zu sein, dort oben jetzt, hinter dem spitzen Giebel des Ostindienfahrers, alsbald in ihrem vortrefflichen japanischen Wagen, der uns flugs in Kloster Malgartens Abgeschiedenheit zurückrettet.

»Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen, Gouda?«

»Gestern Abend.«

»Stimmt.«

Aus dem Gerüst der Bavokerk erklingt ein zwiefacher Glockenton herüber. Die alte Frau läßt ein paar Münzen aus ihren krummen Fingern rieseln. Henk sucht sich raus, was er braucht und gibt ihr das restliche Geld in die Hand zurück, die wie eine aufgeschnittene Kartoffel ist. Das allein wäre ein Foto wert. Ich fühle nach der Zorki in der Jacke, aber die Frau ist schon humpelnd zwischen den Ständen verschwunden. Gouda ist meinem Blick gefolgt.

»Bei Thereses Beerdigung«, sagt er.

»Richtig. Das war im August.«

»Erinnerst Du Dich, Leica, daß wir sie Weihnachten in Mettingen besucht haben?«

»Ja.«

»Da hat sie uns erklärt, sie habe beschlossen, in diesem Jahr zu sterben.«

Gouda macht eine geheimnisvolle Bewegung mit seinem Arm, greift nach der Kaffeetasse, dreht sich dann doch lieber weg, läßt die Hände in den Manteltaschen verschwinden und schaut ausgesprochen konzentriert in den konturlosen Himmel über seinem Haus. Nichts schließt er ab, jede Wunde läßt er restlos ausbluten. Die Tante war ihm

die Mutter, und als sie am Ende ihres biblischen Lebens auf eigenen Wunsch verstorben war, hätte sie in die Mettinger Erde gehört, an die Seite ihres Mannes Hermann. Der Universalerbe der Duivendals indes wollte es anders, hat sie heimgeholt zu ihren Ursprüngen. Die mehr als sechzig Jahre, die Therese wie eine drittgeborene Baroness im *Haus Wilhelmina* residiert und auf ihren stattlichen Kapitän gewartet hatte, der monatelang auf den sieben Meeren unterwegs war und gelegentlich Karten mit Logbucheintragen aus Valparaiso oder von den Seychellen schickte, dieses komplette Leben war plötzlich nichts mehr wert. Gouda interpretierte die letzte Angelegenheit seiner Tante posthum im dynastischen Sinne. Der Kap Hoornier durfte weiter in der Mettinger Erde verschimmeln, seine Frau aber sollte in den Dünensand des Friedhofs von Bloemendaal, wo es in der pompösen Grabstätte der Duivendals reichlich Vakanzen gab. Er rief mich an, kaum daß Thereses Haushälterin ihm die Nachricht vom Ableben der alten Dame übermittelt hatte. Ich habe versucht, mit ihm zu reden, die Interessen der Verstorbenen zu vertreten, der glücklichen Beziehung über die beinahe siebzig Jahre hinaus Bestand anzusprechen, aber er begründete den Entschluß nicht, hantierte am Ende mit der Vokabel *kinderlos*, die er in einen Nebensatz einfließen ließ und bat mich nachdrücklich, ihn auf Thereses letzter Reise zu begleiten. Für ihn war die Mettinger Affäre lediglich eine andere fruchtlose Eskapade der Familiengeschichte.

Neben einem halben Dutzend Subalternen standen noch ein paar gierige Neffen dritten Grades an ihrem Grab, sonst nur noch Goudas Onkel aus Enkhuizen, ein fürchterlich grotesker alter Mann, laut, peinlich, offensichtlich gleichermaßen befallen von Parkinson, Alzheimer und Multipler Sklerose. Mir schien, einzig Willems Schmerz war echt. Es war eine ähnlich scheinheilige Feier wie seinerzeit die Bestattung seines Großvaters Henny. Als wir den Rest der Gesellschaft grußlos am Grab hatten stehen lassen, sprach er davon, er tue nun nichts anderes mehr, als all die alten Leute unter die Erde zu bringen.

In seiner Wohnung fanden wir eine Kondolenzkarte vor, adressiert an die Verstorbene im Haus vis-a-vis der Bavokerk. Gouda erkannte die Handschrift sofort und zeigte mir den Absender auf der Rückseite: *J.H.v.D.*

Er schreibt an sie, stellte er mit einem sarkastischen Unterton fest.

Wer?

Mein Vater.

Wieso nicht?

Es ist eine Kondolenzkarte, Leica, verstehst du? Er adressiert seine Trauer unmittelbar an die dahingegangene Schwester. Liebe Therese, ich fühle mit dir. Es ist falsch adressiert, die Tante hat in Mettingen gelebt, und er hätte es sowieso besser ans Fegefeuer schicken müssen...

Ich glaube eigentlich nicht, daß er sich in der Adresse vertan hat.

Er riß den Umschlag auf und zog die Karte hervor. Auf die Vorderseite war ein schlichtes Kreuz gedruckt, innen in goldenen Lettern ein spanischer Kondolenztext, darunter stand handschriftlich: *Wird man im Grabe erzählen deine Güte und deine Treue bei den Toten? Werden denn deine Wunder in der Finsternis erkannt oder deine Gerechtigkeit im Lande des Vergessens? (Psalm 88)* Und darunter stand lapidar sein Vorname: *Johan*.

Wen meint er, fragte Gouda spontan. Seine Schwester doch wohl nicht?

Eigentlich, entgegnete ich, hört es sich eher so an, als sei der Herr selbst angesprochen mit seinen göttlichen Eigenschaften: Güte, Wunder, Gerechtigkeit.

Im Psalm vielleicht. Nur eines ist sicher, Leica, dieser Vers stammt nicht aus der Liturgie des Tages oder zufällig von einem Kalenderblatt, er steht nicht deshalb auf dieser Karte, weil er vage von Grab und Tod spricht, sondern weil mein Vater im Moment des Todes seiner Schwester etwas dezidiert zum Ausdruck bringen möchte. Aber was?

Ich spürte, wie sehr ihm die Zeilen nahegingen. Wir sprachen noch eine Weile darüber, versuchten uns in diversen Deutungen, dann verlor sich die Angelegenheit in der trägen

Stimmung eines Sommernachmittags, aber nicht von seiner Seele. Am Abend kam er mit der Bibel und setzte sich mir gegenüber in den Sessel am Fenster zum Marktplatz.

Ich habe die Lösung, sagte er. Weiter zunächst nichts. Die didaktische Verzögerung an diesem Abend bestand darin, daß er sich prompt wieder erhob, Wasser und Genever herbeischaffte, für mich ein Bier dazu, dann steckte er sich in aller Ruhe eine Zigarre an, wir prosteten uns zu, und erst, als er den ersten Aquavit mit Genuß und Bedacht zu sich genommen hatte, sprach er weiter: Der Vers, Leica, den er notiert hat, ist von relativer Bedeutungslosigkeit, er paßt vielleicht auf den Tod und was man nach ihm erwarten darf, aber die Botschaft findet sich nicht in ihm, sondern quasi hinter ihm.

Wie das?

Der Psalm geht weiter.

Er schlug die Bibel auf, wiederholte den Text auf der Kondolenzkarte und las sodann den Rest des Psalms: *Aber ich schreie zu dir, HERR, und mein Gebet kommt frühe vor dich: Warum verstößt du, HERR, meine Seele und verbirgst dein Antlitz vor mir? Ich bin elend und dem Tode nahe von Jugend auf; ich erleide deine Schrecken, daß ich fast verzage. Dein Grimm geht über mich, deine Schrecken vernichten mich. Sie umgeben mich täglich wie Fluten und umringen mich allzumal. Meine Freunde und Nächsten hast du mir entfremdet, und meine Verwandten hältst du fern von mir.*

Wir schauten uns an, als hätte er soeben die Weltformel gefunden.

Er meint niemanden anders als sich selbst, rief Gouda. Er spricht von seinen Leiden und seiner Trauer, und zu den entfremdeten Verwandten darf ich mich wohl an erster Stelle zählen. Er weiß, daß ich der engste Hinterbliebene seiner Schwester bin.

Und, sagte ich, er hat es an deine Adresse geschickt.

Richtig. In seinen Augen stand nichts als das große Erstaunen des kleinen Jungen, keine Spur von Zorn, Beleidigung oder Widerstand, nur die lebensalte melancholische Trauer über den Verlust der Familie.

Weißt du, Leica, sagte er nach einer ganzen Zeit mit einem letzten Blick in die Bibel, wie dieser Psalm überschrieben ist? – *Gebet in großer Verlassenheit und Todesnähe*. Er fleht mich an, Leica! Seine Frau, meine Mutter, ist längst an ihrem Gram erstickt, ich habe vor geraumer Zeit auf dem Stadtplan von Asunción den Fleck gefunden, an dem er lebt, ich weiß, daß man von Schiphol an einem halben Tag nach Paraguay fliegen kann, ich könnte morgen einen Flug buchen und meinen Vater übermorgen in die Arme schließen: nach beinahe vierzig Jahren.

Was hat er dir getan? fragte ich.

Nichts.

Sein halbes Leben hatte Gouda die grausame und fotogene Geschichte vom Sturz seiner Eltern mit einem italienischen Sportwagen in eine französische Schlucht erzählt, so detailliert und zu Herzen gehend, daß er zeitweilig wohl selbst daran geglaubt haben muß. Inzwischen aber wußten wir beide es besser. Seine Eltern waren nach dem Kriege in eine gesellschaftliche Schlucht gestürzt, weil sie in den Zeiten der Okkupation den Besatzern nicht ausreichend Widerstand geleistet hatten. Und er, Willem, war als der letzte Sproß der Zigarrendynastie aus den Verstrickungen errettet worden, um am Ende lediglich das längst vermoderte Geschlecht der van Duivendals zu Grabe zu tragen.

Und warum willst du ihn nicht sehen, fragte ich ihn.

Er legte die Bibel zur Seite wie eine Waffe, die man für den Moment nicht benötigt, trat an das Fenster und schaute auf Sankt Bavo.

Seine Schuld haben sie zu meinem Lebenszweck gemacht, sagte er nach einiger Zeit.

Was war denn seine Schuld?

Weiß ich nicht. Eine Art Kollaboration vielleicht.

Eine Art Kollaboration. Ich gab meiner Stimme einen verächtlichen Klang. Was ist das? Selbst wenn er der größte Kollaborateur der Niederlande gewesen wäre, die Menschen ihn den Schlächter von Amsterdam genannt hätten, den unerbittlichen Statthalter oder sonst wie – er ist bis heute dein Vater.

Das ist er.

Und ist er in der Distanz von zehntausend Kilometern und vier Jahrzehnten in deinem Leben nicht viel stärker virulent, als wenn du bei Gelegenheit nach Paraguay geflogen wärest, ihn besucht hättest, dir ein eigenes Bild gemacht...?

Hab ich, unterbrach er mich, hab ich gewollt.

Und?

Die Familie...

Du leidest also nicht nur an seiner Schuld.

Er drehte sich am Fenster, schaute mich eine Weile an, dann schüttelte er den Kopf.

Jetzt räumt er mit unseren Tassen herum, gibt Henk sein Geld, schaut zum hundertsten Mal in den Himmel und verstaubt seine Hände offenbar endgültig in den unergründlichen Tiefen seiner Manteltaschen.

»Ich habe ihm geschrieben«, sagt er, als hätte ich ihn danach gefragt.

»Deinem Vater?«

»Ja. Kurz nach Thereses Beerdigung.«

»Und?«

»Er rechtfertigt sich mit tausend Wörtern, lebt in den alten Geschichten, als hätten die Deutschen erst gestern das Land verlassen, als wäre nichts geschehen seitdem in Paraguay oder sonstwo auf der Welt. Es ist unerträglich. Er stellt mir keine einzige Frage, will nicht wissen, wie ich lebe, wer ich bin, sendet lediglich ein paar amorphe Grüße an sein Land und die Menschen. Nicht ein Wort kommt ihm aus der Feder, mit dem er um Verzeihung bittet – immerhin hat er mich als Dreijährigen aufgegeben wie eine Immobilie. Wenn er denn keinerlei Ansprüche mehr besaß, das Recht, seinen Sohn mit nach Südamerika zu nehmen, hätte ihm niemand streitig machen können.«

»Sie waren im Gefängnis.«

»Ja. Dazu schreibt er fast ausschließlich. Es ist, als wäre allein durch ein hohes Maß an Selbstmitleid ein Wiederaufnahmeverfahren in Gang zu setzen.«

»Denkt er daran?«

»Nein, nicht im Ernst. Sein Leben seitdem ist ein einziges Wiederaufnahmeverfahren, das ist die eigentliche Bestrafung; er kann sich seit fünfzig Jahren mental nicht von der Stelle bewegen.«

Er macht Henk ein freundschaftliches Zeichen, und wir gehen, um ein paar Einkäufe für das Frühstück zu machen.

»Was ist seine Schuld?« frage ich.

»So etwas wie eine historische Schuld interessiert mich nicht«, sagt er und bleibt bei einem Käsehändler stehen. »Er hat mich der Familienräson geopfert, obwohl er in eben jenem Moment aus der Familiengeschichte ausgeschieden ist.«

»Warum?«

»Gute Frage. Vielleicht, weil sie ihn mit einer mickrigen Apanage am Haken hatten.«

Der Käsehändler kennt ihn. Sie wechseln ein paar Worte über das Wetter und die Zeiten, während der Händler drei oder vier Stücke Käse schneidet, verpackt und auf den Tresen legt.

»Und du?« frage ich.

»Ich wußte nichts, ich ahnte nichts...«

Er zieht einen Leinenbeutel aus dem Mantel, verstaut den Käse und zahlt.

»Bis zu deinem zwölften Geburtstag.«

»Ja«, sagt er, verabschiedet sich vom Käsehändler und schaut sich suchend um. »Wollt ihr Aufschnitt?«

»Lieber Fisch.«

»Gute Idee!«

Er streckt sich ins Kreuz, peilt mit einem Auge über die Marktstände, hat alsbald auf dem inneren Stadtplan seine Fischbude geortet und läuft voraus. Es ist noch nicht viel Betrieb. Händler und Kundschaft sind sich vertraut so früh am Morgen, der Fischhändler macht eine drohende Gebärde mit dem Zeigefinger, der Baron van Duivendal, brüllt er, daß es auch die Leute vom Gemüsestand nebenan verstehen können, der gnädige Herr habe ihm vor einer Woche eine Kiste seiner erlesenen Zigarren versprochen, und was, glaube man, sei von dem Wort eines Adligen zu halten, nichts natürlich, alles hohl, alles eitel, zuletzt stehe der kleine Mann mit leeren Händen da, und die Obrigkeit schlage sich den Wanst voll mit feinstem Fisch. Der Händler, ein kleiner, drahtiger Mann mit funkelnden Augen, hat sich einen roten Kopf geredet, die Leute vom Gemüsestand lachen, ein drei oder vier Jahre alter Junge, der eben an der Hand seiner Mutter vorbeigezogen wird, macht ein erschrockenes Gesicht.

Gouda tut, als wäre er nicht gemeint gewesen und beugt sich mit einem kritischen Blick über die Auslagen. »Aufschnitt, Leica«, sagt er dann vernehmlich, »leckerer Aufschnitt zum Frühstück, ist allemal besser als toter Fisch.« Da blitzt es in ihren Augen, sie lachen und klatschen die Hände gegeneinander, parlieren über den schlechten Charakter des anderen, und es ist, als hätten sich zwei Kriegsveteranen nach fünfzig Jahren an einem Fischstand wiedergetroffen. Gouda stellt uns vor. Der Händler heißt Klaas, hat mit ihm die ersten Jahre in der kleinen Schule in Bloemendaal die Schulbank gedrückt, Fischkopp und Baron, die sich ihre Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen republikanisch teilten. Schließlich kauft er ein wenig Lachs, verspricht die Zigarren für diesen Vormittag, wir grüßen die Gemüsehändler, die noch immer amüsiert sind, kaufen eine Ecke weiter ein paar Brötchen, und an der Tür zu seinem Haus halten wir inne, als hätten wir es verabredet.

»Ein Tag danach«, sagt er und schaut zum Turm der Bavokerk hinüber, als bemerkte er das Gerüst erst jetzt. »Ein Tag nach meinem zwölften Geburtstag habe ich angefangen, etwas zu ahnen. Bald darauf hat mich der Großvater in das Mysterium eingeweiht, soweit es für mich nötig und möglich war, um die Gesetze der Thronfolge zu begreifen. Und die der familiären Rason.«

»Hat sich die Schuld jemals verschoben? Für dich?«

»Nichts«, sagt er, und seine Worte besitzen einen bitteren Unterton. »Nichts hat sich verschoben. Sie haben mich geliebt, Großvater und Tante Therese.«

»Und dein Vater?«

»Er ist ein lächerliches Arschloch. Er gehört zu der weit verbreiteten Spezies derjenigen, die nicht eigentlich an ihrer Schuld ersticken, sondern an dem Umgang mit ihr.«

»Wirst du je rüberfahren?«

»Ja, irgendwann. Vielleicht. Obwohl er mich nicht eingeladen hat.«

»Irgendwann? Wie alt ist er denn?«

»Einundachtzig.«

»Da hat man nicht ewig Zeit.«

»Das Schicksal hat alle Zeit der Welt.«

Er hat die Worte gesprochen wie die Losung für den Tag. Dazu vollführt er eine abfällige Bewegung der Hand, dreht sich und schließt uns auf. Als er die Tür hinter uns ins Schloß drückt, wird es augenblicklich still. Es ist wie ein konspirativer Moment. Gouda senkt die Stimme und nähert sich meinem Ohr.

»Ich fliege nach Paraguay, Leica, wann ich will. Und wenn er sein armseliges Leben in der Stunde beendet, da ich aus dem Flughafen von Asunción trete, dann soll das so sein.«

»Ja«, sage ich sanft.

Gouda bereitet das Frühstück. Seine Küche ist perfekt ausgeplant und eingerichtet, kein Molekül hält sich auf, wo es nicht hingehört. Wenn eine Werbeagentur fotografieren wollte, würde der Art-Director wenigstens eine Andeutung von kreativer Unordnung inszenieren, ein Holzbrett mit einem Edelmesser und einer halbierten roten Paprika, ein Strauß Tulpen in Zeitungspapier oder dergleichen, aber das einzige Chaos in Willem van Duivendals Küche findet sich wohl in meinem Kopf. Ich stelle mich an das Fenster, das einen Blick in die Hinterhöfe erlaubt. Die jahrhundertealte Baugeschichte der engen Grundstücke ist ohne weiteres erkennbar, man kann sich vorstellen, welchen Wert jeder Quadratmeter Land besitzt, jeder Fleck ist an einen Sinn vergeben: ob Fahrradschuppen, Buchsbaum oder Kinderschaukel.

»Und was ist nun mit Mettingen?« frage ich.

»Was soll damit sein?« Er füttert seine futuristische Kaffeemaschine mit frischen Bohnen, stellt die Kaffeedose ins Regal und dreht das Etikett nach vorn. Dann startet er das Gerät mit einem Kipphebel, der für ein Atomkraftwerk gut wäre, die Dampfmaschine signalisiert mit einem roten Auge, daß sie arbeitet, aber sie seufzt und jammert nicht, sie tut ihr Werk so still, daß das Ticken der Schiffsuhr zu hören ist, die über der Tür hängt, seit ich denken kann. Kurz nach acht.

Es ist alles, wie es sein soll.

»Theresa«, sagt er, stellt drei Kaffeetassen auf ein Tablett und hält dann inne. »Ich habe sie in den letzten Jahren weiß Gott nicht häufig besucht, aber jetzt vermisse ich sie.«

Wir schauen uns an.

»Und«, frage ich, »gibt es jetzt keine Bindungen nach Mettingen mehr?«

»Natürlich bleiben die Bindungen, genauso wie unsere.«

»Was wird aus dem Anwesen?«

»Ich weiß es nicht. Es ist ein sperriger Besitz, aber wenn ihn verkaufe, verkaufe ich auch die Erinnerungen, die Gefühle.«

»Die sind nicht an eine Immobilie gebunden«, wende ich ein, »die sind in einem anderen Grundbuch eingetragen.«

»Ja«, sagt er still, kommt zu mir ans Fenster nimmt mich in den Arm, »das hast du schön gesagt, Leica, aber es betrifft uns doch. Man wird einen Teil unserer Kindheit veräußern. Die Kulissen werden demontiert, weil das Stück garantiert nie wieder gespielt wird.«

»Ja, Herr Baron, so wird das sein.«

Er grinst, wir stehen eine Weile schweigend nebeneinander und schauen in die sinnfällige Welt der Haarlemmer Hinterhöfe.

»Was ist der Plan?« frage ich dann.

»Nach dem Frühstück fahren wir ans Meer«, sagt er, »heute Abend sind wir zum Essen auf Marijkes Hausboot eingeladen, morgen segeln wir. Übermorgen treffen wir die letzten Vorbereitungen und am Abend geht es gen Schottland.«

»Montagabend.«

»Ja.«

»Anna fährt morgens zurück.«

»Ja.«

Er legt die Hand auf meine Schulter und schaut mir tief ins Auge.

»Heimweh, nicht wahr?«

Ich nicke.

Mit der Bahn sind wir von Haarlem nach Amsterdam gefahren, stehen jetzt für ein halbes Dutzend Stationen in der Metro, und da ich mir just überlege, wie unglaublich genial die Holländer sind, eine Stadt ins Wasser zu bauen und dazu unter die Häuser und Grachten hindurch noch eine Untergrundbahn, da tritt Gouda an die Tür, und wir verlassen die Bahn in der Station *Wibautstraat*.

Es sei nicht weit, erklärt er, nur fünf Minuten. An einem Schalter versucht ein Farbiger, mittels eines Fruchtbarkeitstanzes eine Vergünstigung zu erheischen. Die Uhr über dem Ausgang zeigt die Zeit als blinkendes Notsignal: bald halb acht. Als wir aus der Station treten, befinden wir uns auf der *Wibautstraat*, die sich nicht von den ungezählten Straßen Amsterdams unterscheidet, auf denen die Menschen mit Autos, Fahrrädern oder zu Fuß nach den Plänen eines Irrsinnigen unterwegs sind. Gouda lotst uns in eine Nebenstraße. Ich habe mir immer vorgestellt, Marijkes Boot läge in einer der Grachten der Altstadt von Haarlem, vielleicht südlich der Stadt an der Spaarne zwischen Salzwiesen, nicht aber an einer gewöhnlichen Straße mitten in Amsterdam.

Eine lange Zeit habe ich sie nicht gesehen, die *Mevrouw de Geest*, zuletzt vermutlich auf dem Dach des alten Speichers an einem Hafen unweit des Hauptbahnhofs. Dort wohnte sie damals in einer Art Penthouse für Szenetypen, eine Wohngemeinschaft entschlossener Nonkonformisten, denen der wirtschaftliche Erfolg ebenso bedeutungsvoll war wie die subkulturelle *Correctness*. Das Mobiliar war gleichermaßen cool, straight und hip wie die Dialoge, die Klamotten und die Weltanschauungen, von denen man keine zwei Minuten verschont blieb. Es war die Zeit, da ihre Galerie *Caravaggio* immens einflußreich wurde: was sie an die Wand hängte, war prompt in den Adelsstand bedeutender Kunst erhoben und sündhaft teuer verkauft. Ich habe nie verstanden, wie Gouda dazwischen gepaßt hat, der ihr den eitlen Kunstbetrieb mit zwei Sätzen hätte demontieren, die Clique im alten Speicher aus der Portokasse auszahlen können, aber mein Freund hielt sich stets zurück, schlurfte wohlwollend über das Parkett, auf dem sie mit spitzen Absätzen den Rhythmus von Erfolg und Prominenz schlug, stand mit einer Zigarre zwischen den Fingern an den Rändern der selbstgefälligen Inszenierungen: vielleicht geradeso distanziert und zugeneigt wie Anna auf dem dünnen Eis des Hafersteinschen Imperiums.

Nun lebt Marijke in derselben Ausschließlichkeit, mit der sie den Menschen den Begriff von avantgardistischer Kunst zurechtgerückt hat, auf einer elf Meter langen Segelyacht, die im Abendlicht am Ufer der Amstel liegt, und wartet auf nichts anderes als auf einen guten Wind. Ich hatte stets eine Überdosis Respekt vor ihr, wohl weil ich von ihr glaubte, sie besäße vor nichts Respekt, doch als sie nun in halblanger Leinenhose und speckigem T-Shirt auf die Kaimauer gesprungen kommt, da ist sie Beuckelaers Küchenmagd, umarmt den Baron van Duivendal mit einem zarten Lächeln und haucht ihm einen Kuß auf die Wange, als wäre er der Herr Vater. Dann begrüßt sie Anna mit einem Handschlag, der eines Skippers würdig wäre, da er von einer Prinzessin den Pokal für das Fastnet-Race entgegennimmt. Die Frauen begegnen sich das erste Mal, prüfen, ob das Bild, das sie von der anderen besitzen, vor den eisernen Gesetzen der Wirklichkeit Bestand haben kann. Anna lächelt unbefangen, Marijke schaut zu mir her, als wäre die Probe nur in der Summe zu bestehen, streicht mir mit der Hand durch mein krauses Haar und dreht an meinen Kopf, als müßte sie da etwas kalibrieren.

»Hallo«, sagt sie, dreht sich für einen Augenblick tänzelnd auf der Stelle und verweist auf ihr Boot. »Willkommen auf meinem schwimmenden Palast!« Dieser Moment, kurz bevor

wir an Bord gehen, prägt sich mir in ungewöhnlicher Intensität ein. Es kommt mir vor, als brächen wir zu einem spektakulären Abenteuer auf: die Umseglung der Antarktis oder die Erforschung der Amsterdamer Grachten ohne moderne Navigationsgeräte.

Gouda ist schon an Bord, prüft einen Slipstek am Mast und sieht in seinem schwarzen Jackett wie der Reeder aus, der Präsident des Seglerverbandes, jedenfalls wie irgend eine Landratte, die vor lauter Seekrankheit den einfachsten Knoten nicht begreift. Marijke hilft Anna in ihrem engen Kleid auf Deck, und als ich mit einem Schritt das Festland verlasse, gebe ich einen Blick auf die Häuserzeile zurück, die sich sogleich zu einer blassen Kulisse verändert. Das sanfte Schaukeln auf dem Wasser der Amstel erzeugt mir eine nautische Sinneswahrnehmung. Befindet man sich in einem Element, kann man das andere wohl nur als virtuelle Folie begreifen: es ist wie der Blick aus einem Aquarium. So ein Phänomen, überlege ich, gibt es unweigerlich auch in dem merkwürdigen Element der Zeit. Die Frau, die sich soeben den schmalen Niedergang hinunterwindet, deren fuchsrote Haare in dem linden Wind flirren, der just über das Markermeer herüberkommt, sie wird nie wieder mit mir vor der alten Seilerei stehen und diese Worte flüstern, die ich dann in der Nacht zum Heiligabend in einer Flutwelle von Alkohol ertränkte: vor lauter Glück.

Unter Deck ist es fürchterlich eng, aber jedes Ding besitzt offenbar einen sinnfälligen und sicheren Platz. Wir sitzen an einem kleinen Tisch, der gewöhnlich für die Seekarten und das nautische Besteck reserviert sein dürfte, nun aber mit altem Porzellan und kristallinen Gläsern gedeckt ist, als speisten wir in dem bescheidenen Kabinett eines venezianischen Palazzo. Gouda öffnet eine Flasche Wein, Marijke kramt in der Pantry. Sie hat tatsächlich etwas Bäuerliches: die kräftigen Unterarme, der entschlossene Blick und das flachsblonde Haar, das sie mittens gescheitelt und mit einem Haarreifen streng nach hinten und weit aus der Stirn gezwungen hat. Sie trägt die ganze Zeit ein feines, wohl nur sich selbst genügendes Lächeln, und in ihren Augen steht eine Selbstgewißheit, die wohl nichts auf der Welt erschüttern könnte, nicht einmal ein Orkan, wenn er die Bruschetta in die Ecken fegte, die sie eben auf einem silbernen Teller serviert.

»Schön«, sagt sie und hebt ihr Glas. Ihre Stimme erinnert mich an Corinna Flitsch. Wenn Gouda mit Marijke Nachwuchs bekäme, will mir unversehens in den Sinn, würde er die Duivendalsche Dynastie nahtlos fortsetzen. Oder vermeidet er Nachwuchs eben deshalb? Seit dem Verlust der Eltern hat er sich mit dem Aussterben der Familie abfinden müssen, hat sich seither in trauter und fotogener Melancholie mit der Rolle des Konkursverwalters arrangiert. Als Sterbebegleiter der Jahrhunderte währenden Familiengeschichte in selbige einzugehen, ist am Ende wohl attraktiver, als lediglich ein dürres Zwischenglied gewesen zu sein.

Wir stoßen an, schauen uns in die Augen und trinken. Es ist das verdammt alte Spiel. Unsere vier Köpfe stecken mit nicht einmal einer Armlänge Distanz in diesem kleinen Kahn zusammen, und dennoch und gottlob erfährt niemand, was im Schädel des anderen vor sich geht.

Marijke ist in etwa so alt wie Anna. Schwestern sind sie aber nicht. Beide sind erfolgreich, selbstbestimmt und attraktiv. Aber diese Parameter taugen nichts. Vielleicht wünscht sich Willem van Duivendal ja nichts sehnlicher als ein Kind, vielleicht hat er seine Galeristin nächtelang bekniert oder ähnliches, vielleicht ist seine Melancholie doch echt, weil er gern ein besserer Vater wäre, auch wenn er bald fünfzig Jahre alt sein wird.

»Wolltest du nicht auf einen größeren Segler?« frage ich.

»War ich...«, sagt sie, beißt in eine der Bruschetta und nickt. Draußen ist das Tuckern eines Diesels zu hören, kurz darauf gerät das Boot in eine leichte Wellenbewegung und mit ihm die Zeit. Marijke kaut und schluckt und schaut, dann nimmt sie eine Serviette und betupft ihre Lippen. »Den Sommer über.«

»Wolltest du nicht die ganze Saison?«

Sie lächelt.

»Wollte ich ursprünglich. Bis November als Bootsfrau auf dem Klipper eines Freundes. So war es gedacht, aber ein paar Wochen waren mir schon zuviel.«

»Die Enge?«

Sie greift zum Glas und schaut mich an.

»Nein«, sagt sie, »die gibt es an Bord nicht.« Sie nimmt einen Schluck Wein, stellt das Glas zurück und spürt mit ihrem Zeigefinger einem Tropfen nach, der sich auf den Tisch verirrt hat. »Nicht so wie an Land.«

Anna und Gouda halten von ungefähr inne.

»Ich hätte Muskatnüsse aus Batavia holen sollen«, sagt Marijke und wischt den Tropfen fort. »Oder Container aus Halifax. Da mieten sich die Landratten für drei Tage oder zwei Wochen auf einem Segelschiff ein, schleppen Unentbehrliches an Bord, als würden sie nach Australien auswandern und tragen Klamotten wie die Crews des *Admirals Cup*. Es ist nichts anderes als ein virtuelles Unterfangen. Sie wollen nirgends hin und haben von nichts eine Ahnung: kranke Touristen. Sie können wohl nichts dafür, aber sie nehmen es natürlich nicht ernst. Man kann mit ihnen einen Monat lang auf dem IJsselmeer kreuzen und alle drei oder vier Tage einen anderen Hafen anlaufen: du kannst sie am Ende fragen, wie ihnen Spanien gefallen hat oder Kanada, und sie werden sagen, in diesem verfluchten kanadischen Hafen habe ich mir dermaßen nachhaltig die Kappe abgedreht, daß ich an der spanischen Küste keinen einzigen Schritt von Bord gemacht habe.«

»Und die Männer«, fragt Anna, »alles Kapitäne, was?«

Marijke lacht und zwinkert ihr zu.

»Na klar, alberne Jungs: blind, dreist und überheblich.«

Willem van Duivendal runzelt die Stirn.

»Und die Frauen?« fragt er.

»Du hast Recht«, sagt sie lächelnd und legt ihre Hand auf seine. »Sie sind kein bißchen erträglicher. Ihr Gebaren ist ein anderes, aber es sind nur verschiedene Ausdrucksformen für ein und die selbe Sorte Entwurzelung. Und die teuren Piratenträume befreien sie nicht wirklich aus ihren bürgerlichen Zwängen.«

»Es ist ein einfaches Spiel«, grunzt Gouda und sagt nichts weiter. Marijke, die wohl ahnt, worum es geht, überlegt offensichtlich, ob sie in den Köder beißen soll. Sie läßt es lieber, greift sich ein zweites Häppchen und macht sich in der Pantry zu schaffen.

»Welches Spiel?« fragt Anna.

Gouda verteilt den Rest aus der Weinflasche und holt eine neue, entkorkt sie mit einer Sorgfalt, als enthielte sie Nitroglyzerin, dann stellt er sie auf den Tisch, setzt sich wieder zu uns und kramt mit seinem silbernen Zigarrenetui.

»Welches Spiel?« fragt Marijke, nimmt den Teller mit den Bruschetta fort, bringt dafür einen Salat, der nach Kräutern und Olivenöl duftet, dazu ein Körbchen mit Brot. Draußen zieht die Dämmerung auf, als klebe jemand eine Folie über die schmalen Fenster.

»Du bist wie eine Ärztin, die sich darüber beschwert, wie leichtsinnig ihre Patienten ihre Gesundheit aufs Spiel setzen.«

»Wie bitte?«

»Ein katholischer Beichtvater ist mir lieber. Wenn er ein guter Priester ist, verzeiht er jede Sünde, ohne sich abends beim Wein über die Befindlichkeiten seiner Schafe zu belustigen oder ihre Seelen mit dem Besteck profaner Psychologie zu sezieren.«

Er trommelt mit den Fingern auf das Zigarrenetui.

»Darf ich rauchen?«

Er hat nicht eben den günstigsten Kontext für seine Frage gewählt.

»Nein.«

Für einen Moment scheint er zu beabsichtigen, an Deck zu gehen und mit einer veritablen Zigarre seinen unergründlichen Unmut in die Amsterdamer Dämmerung zu qualmen, aber dann lenkt er mit einer merkwürdigen Drehung des Oberkörpers ein, reibt sich mit der Hand den Bart, kratzt sich am Kopf und nimmt die nächstbeste Gabel in die Finger. Mag sein, er hat sich eines besseren besonnen, aber vielleicht ist es nur der Salat, auf den er nicht verzichten mag. Marijke lächelt ihn an, gibt ihm auf den Teller, doch kaum haben wir zu essen begonnen, hat er sich eines noch besseren besonnen.

»Dein Skipper, Marijke«, sagt er, »lebt doch von der neurotischen Crew, die er anheuert und in die Wirrnis des IJsselmeeres entführt. Er bittet sie doch mächtig dafür zur Kasse, daß sie sich die Hände an Tauen wundscheuert, deren Bewandtnis sie in drei Jahren nicht begreifen wird. Ihr laßt eure Sklaven die Schwertwinden für euch kurbeln, gebt ihnen das Gefühl, ein verwegenes Abenteuer bestanden zu haben, dabei hätte jeder ehrbare Kapitän dem übersättigten Pack noch vor hundert Jahren die Siebenschwänzige gegeben oder sie kielgeholt.«

»Er ist nicht mein Skipper«, stellt sie lapidar fest.

»Die Lüge wohnt jedem Handel inne, aber selbst euren Geschäften dürftet ihr einen Rest Würde retten, wenigstens so etwas wie Takt.« Mit diesem Verdikt greift er sich ein Stück Brot und macht sich über den Salat her, als wäre er ein köstliches Gegenargument, das es zu vertilgen gilt. Marijke indes verspürt offenbar keine Lust auf ein Gefecht, erhebt sich nach kurzer Zeit und macht sich am Herd zu schaffen. Nach einer Weile des Schweigens macht er mir ein Zeichen nach oben und flüstert: »Komm wir rauchen ein Stück...«, und laut zu Marijke, die eben einen Lachs aus dem Kühlschrank fischt: »Wir schauen an Deck nach dem Rechten.«

Es ist Abend. Der Wind hat nachgelassen, das Licht der Straße versickert in der Amstel, und ein paar letzte Vögel ziehen ausgelassene Bahnen über dem Wasser. Von Norden kommt ein kleines Boot unter der Brücke hervorgetuckert, am Ufer geht die Frau mit dem Hund spazieren, die zu dieser Zeit an jedem Ufer jeden Flusses spazieren geht, und zwischen den Häusern kündigt der Klang einer Glocke von der vollen Stunde.

Gouda gibt mir Feuer, dann setzt er mit drei, vier Stichflammen seine Zigarre in Gang und wirft das Streichholz über die Reling. Das Boot fährt langsam vorüber. Der Skipper macht ein Zeichen mit der Hand, das wir mit einem Nicken beantworten. Die Bugwelle läuft schräg auf uns zu, hebt uns für einen Augenblick an und vergluckert an der Mole.

»Eine Beziehung«, sagt Gouda und schaut dem Boot hinterher, »hält immer nur einen Bruchteil der Wahrheit aus.«

»Ja«, sage ich und versuche mich mit einem lakonischen Tonfall, »das ist wohl so. Man kann sie aber nicht nur mit der Wahrheit erdrücken.«

»Sondern?«

»Man kann sie auch zu Tode philosophieren.«

»Wie sagt der Cherokee?« fragt er als Antwort.

Ich mache ein Achselzucken, von dem er nichts sieht, aber es interessiert ihn sowieso nicht, er schnipst die Zigarrenasche in die Dunkelheit und schaut über den Fluss, als wäre drüben mehr zu sehen als die sinnlos hin und her fahrenden Autos auf dem Amsteldijk.

»Sobald du aufgegeben hast, hinter einer Sache herzulaufen, bist du ein unbeteiligter Zuschauer. Forrest Carter, *Der Stern der Cherokee*. Ein altes Kultbuch, aber natürlich wieder nichts als Philosophie.«

»Das mit dem unbeteiligten Zuschauer ist ja gut und richtig für so viel Unrat, der unser Begehren weckt, all der materialistische Scheiß, den wir erwerben und besitzen sollen, aber...«

»Aber?« In seinem Blick steht eine kräftige Spur Resignation, so scheint mir.

»Es ist schlecht für die Liebe«, sage ich.

»Da hast du Recht«, sagt er. »Die Inhalte haben sich völlig gekehrt. Die Cherokee haben die inneren Werte geachtet, dem Gift der Zivilisation wollten sie nicht hinterherlaufen. Wir beten jetzt mannigfaltig goldene Kälber an und betrachten die Welt der Gefühle als unbeteiligte Zuschauer.«

»Coolness.«

Er wirft den Rest der Zigarre über Bord und streckt sich in die Abendluft.

»Morgen wird das Wetter noch mal schön.«

»Du leidest unter ihrem diametralen Lebensentwurf, nicht wahr?«

Er nickt.

»Nicht eben diametral, aber schon ein wenig anders, würde ich sagen.« Er kommt näher und legt den Arm auf meine Schulter. »Und nichts hat mehr Bestand, Leica.«

»Nee, Gouda, nix.«

Wir stehen da wie zwei alte Seeleute, die das Meer so sehnsüchtig wie vergeblich nach den Abenteuern ihrer Jugend absuchen.

Da ruft Anna nach uns. Der Lachs ist fertig. Gouda drückt mich kurz an sich.

»Ich freue mich auf unsere Reise«, sagt er still und klettert unter Deck voraus.

Der Lachs ist köstlich. Nichts weiter als mit ein paar Gewürzen in Butter gebraten und zum Schluß ein Spritzer Zitrone drüber. Dazu frische Nudeln mit Olivenöl und Basilikum und richtiges Brot.

Der Fisch erinnert mich an was. An Lindforts Konvent, Heiligabend im Limberger Hof an der Seite der Reißverschlussfabrikantin, Lachs an Wacholderbeeren, an einen Fettspritzer, den sie in den Flaum ihrer Wange verreibt, ohne um etwas zu fürchten. Die Erinnerung droht mir brennend in den unteren Bauchraum zu kriechen, da hebt Gouda sein Weinglas und betrachtet es wie ein Kronjuwel.

»Auf die Expedition!« spricht Marijke. Wir trinken in schweigender Eintracht, aber mir ist ziemlich mulmig. Vielleicht ist es der Lachs, der durch die Erinnerungen schwimmt wie durch einen gräßlichen Abwasserkanal, vielleicht ist es der bevorstehende Abschied, die Furcht, die Welt könnte während meiner Abwesenheit anhalten und gemächlich beginnen, sich andersherum zu drehen. Unter dem Tisch suche ich Annas Hand und halte sie fest. Marijke räumt die Reste des Essens fort und fragt nach den Reiseplänen. Gouda erklärt sie. Wahrscheinlich nicht das erste Mal.

»Montag Abend geht es mit der Fähre von Rotterdam nach Hull.« Er setzt einen Finger an die Tischkante und zieht eine gebogene Linie bis zu seinem Zigarrenetui. »Nicht mit so einem neuzeitlichen Katamaran, diesen flugunfähigen Raumschiffen, mit denen man in zwanzig Minuten über den Kanal zischt. Das ist was für Wasserscheue. Es ist ein richtiges Schiff, eine richtige Passage. Am Dienstagmorgen sind wir also in Hull, das ist in etwa Mitte der Ostküste.« Er tippt auf die Zigarren. Dann nimmt er die linke Hand zu Hilfe und zeichnet eine Schlangenlinie über den Tisch bis an mein Weinglas. »Querbeet geht es über Glasgow in die Highlands, auf die Hebriden oder so.«

»Was ist daran so exzeptionell?« fragt Marijke. »Das hört sich eher nach einer ziemlich gewöhnlichen Reise an, zumindest seit James Boswell und Doktor Johnson schon mal da oben waren.«

»Das Unternehmen ist zunächst tatsächlich nichts anderes als eine Reise«, antwortet er, sammelt die Finger wieder ein, reibt sich für einen selbstzufriedenen Moment die Hände und läßt dann seinen Zeigefinger in meine Richtung springen. »Wenn aber mein Freund Carl von da oben ein paar so geniale Fotos mitbringt wie aus Sankt Petersburg, dann ist es schon mehr als eine gewöhnliche Reise, und wenn es mir gelingt, das zu beschreiben, was ich sehe, was ich spüre, was ich erlebe, dann wird daraus vielleicht so etwas wie...«

»...eine literarische Reisebeschreibung«, sagt Anna.

»Oder dergleichen.«

»So wie Theroux es macht«, fragt sie, »also in der Konzentration auf das erlebte Reisen, chronologisch, authentisch... oder wie Chatwin, der zumindest in seinen späten Büchern so etwas wie eine romanhafte Adaption der Philosophie des Reisens entwickelte?«

»Ja«, frage ich dazwischen, »wer sind nochmal Boswell und Johnson?«

Gouda erklärt, was er mir im Sommer am Strand zwischen Bloemendaal und Zandvoort auseinandergesetzt hat: wie der Weg das Ziel, so sei die Reise Ursprung und Kern jeder Form von Literatur, auch und gerade deshalb, weil die unerhörten Ereignisse in früheren Zeiten unterwegs tradiert worden seien, an den Flüssen, auf den Märkten, an den Wegen. Bänkelsänger seien Reisende in Neuigkeiten gewesen, Entdecker wesentliche Schriftsteller der frühen Neuzeit, und überhaupt wohne jedem Roman eine Art Reisecharakter inne. *De Heeren van Kloosterdijk*, erläutert er bescheiden, sei nichts weiter als die Beschreibung der Reise, die seine Familie aus dem Flämischen in die Welt vollzogen habe, aus dem sechzehnten Jahrhundert in das zwanzigste. »Wie der Johann von Goethe die Reise nach Italien als eigene Daseinsform erlebt und beschrieben hat, so hat es ein junger Schotte getan, James Boswell aus Edinburgh, der Mitte des Achtzehnten Jahrhunderts mit Doktor Johnson die Highlands umrundet und die Inneren Hebriden besucht hat. Das war weder logistisch noch politisch ein Spaziergang und hat so ungefähr ein Vierteljahr gedauert.«

Es ist still geworden. Goudas Worte entschweben in den Abend, und die gewöhnlichen Geräusche kehren zurück, das metallische Klingeln am Mast, das die Dünung des Flusses intoniert, das Rauschen des Straßenverkehrs, das wie ein Katarakt der Amstel anmutet, Annas Atem, der sie sanft am Leben hält, Sekunde um Sekunde.

»Johnson«, erklärt Marijke nach einer Weile, »war in London so was wie ein Kulturpapst, eine literarische Koryphäe und ein Mann von außerordentlicher Ausstrahlung. Außerdem war er Engländer, und daß sich so einer mit einem jungen schottischen Schnösel auf die Reise in die mittelalterlichen Highlands macht, spricht für beider Offenheit und Neugier, für eine Toleranz, die aus der Aufklärung entspringt und mit dem damaligen Begriff von Wissenschaft verschwistert ist.«

Gouda nickt.

»Und wie lange wollt Ihr bleiben, Doktor Johnson?« fragt Anna ihn.

Ich habe es ihr längst gesagt, höchstens zehn Tage.

»Nun ja, ungefähr ein Vierteljahr«, sagt er und grinst.

»Gibt es einen Plot?«

»Es wird kein Roman.«

»Aber es könnte etwas ähnliches werden.«

»Vielleicht«, sagt er nachdenklich, »wir wollen uns von vornherein auf nichts festlegen, aber ich habe da noch eine Idee.«

Er holt Genever aus dem kleinen Kühlschrank, gibt jedem in ein Schnapsglas und erhebt das seine über die Mitte des Tisches. Wir stoßen an, schauen uns in die Augen und trinken.

»Beim Stöbern in den Bibliotheken bin ich auf Malcolm MacLean gestoßen.«

Er öffnet sein silbernes Zigarrenetui, nimmt eine *Heeren van Duivendal* heraus, rollt sie auf der Handfläche hin und her und schnuppert daran. Dann legt er sie wieder zurück, schließt das Etui und nimmt das Schnapsglas wie eine fette Zigarre zwischen die Finger.

»Soll ich noch eine Flasche Wein öffnen?« fragt Marijke. Anna schüttelt den Kopf, ich winke ab. Es ist bloß ein Spiel. Aber mir scheint, er nimmt es bitterernst, und irgend bekomme ich es nicht hin, ihn in dieser artistischen Schwebelage verharren zu lassen, bis er vom Seil fällt.

»Wer ist Malcolm MacLean?« frage ich, und es klingt so dezidiert, daß meine Worte mehr kritischen Spott tragen mögen als das Schweigen der Frauen. Das aber stört ihn offenbar nicht. Er setzt sich zurecht, stellt das Schnapsglas beiseite und legt die Hände wie zwei unverzichtbare Werkzeuge auf dem Tisch zurecht.

»MacLean«, sagt er dann, »ist ein schottischer Schriftsteller. Hat einen einzigen Roman geschrieben, wenigstens nicht mehr veröffentlicht. Das war Ende der Sechziger Jahre, Anfang der Siebziger. Ein glasklares Meisterwerk, das sich so evident in den Kanon der Literatur fügt wie die Bibel. Es ist eigentlich eine recht stille Geschichte, nichts als der Aufbruch eines jungen Mannes aus der Kindheit, aus der Tradition und Enge der kleinen Hebrideninsel in den kunterbunt swingenden und verführerisch freizügigen Kosmos, der London heißt. Aber es ist quasi ein Kaleidoskop der Geschichte der Menschheit, ein Treffer ins bull's-eye des Zeitgeistes und wahnsinnig visionär. In den Feuilletons haben sie ihm Hymnen komponiert, der Literaturbetrieb hat ihm reichlich Preise nachgeworfen, und die Metropole hat versucht, ihn zu ihrem Liebling zu erklären. Es war der Beginn eines dieser neuzeitlichen Märchen von Erfolg und Liebe, fast wäre es eine der erotischen Geschichten geworden, in denen die Gesellschaft den Künstler, der ihr ein gnadenloses Spiegelbild vorgehalten hat, in die Arme schließt.«

»Und ihn am Ende frißt«, sagt Anna.

»Genau. Aber er hat sich dem Liebeswerben der Schönen und Mächtigen entzogen, hat offensichtlich die Wahrheit seines eigenen Romans begriffen: daß der Glanz den Verstand blendet, der Ruhm die Seele vergiftet. Und ist zurückgegangen, von wo er aufgebrochen ist.«

»Von wo?« fragt Marijke.

Gouda hält uns seine leeren Hände hin.

»Er kam aus Schottland. Und von einer Insel. Mehr weiß man nicht, mehr geht aus dem Roman nicht hervor. Man hat ihn regelrecht gejagt, aber er ist bis heute verschwunden, hockt vielleicht als Nichtseßhafter unter einer Brücke, ist längst ertrunken oder steht versoffen auf dem Balkon der vierzehnten Etage und sucht über den Dächern der Altstadt von Osnabrück nach dem Sinn des Lebens.«

Anna lächelt. Niemals ist sie in meiner Hochhauswohnung gewesen. Und das ist gut. Ich weiß nicht, ob sich dort mein Charakter nicht so sehr entschlüsselt hätte, daß ihre Liebe einen unschönen Kratzer bekommen hätte. Aber was weiß ich von ihrer Liebe!

»MacLean jedenfalls war spurlos verschwunden«, erzählt Gouda weiter, »aber der Roman war da und glühte, denn das Volk ist gierig auf Helden und Legenden, und je länger der Autor verschwunden war, um so verrückter verkaufte sich das Buch. Irgendwann hat er den Booker-Preis bekommen, hat ihn wohl auf eine mysteriöse Weise angenommen ohne bei der Verleihung zu erscheinen. Das hat die Jagd auf ihn ein zweites Mal eröffnet, aber seitdem ist eine Menge Zeit verstrichen und nichts geschehen.«

»Hat er nichts mehr geschrieben?« fragt Marijke.

»Auf jeden Fall nichts veröffentlicht.«

»Und?«

»Man sagt, er lebt auf einer dieser Inseln da oben.« Er greift wieder nach dem Glas, hält es vor ein Auge und schaut durch den gläsernen Boden nach seiner Freundin aus. »Ein Foto wäre schon eine Sensation, ein Gespräch mit ihm ergäbe auch den Booker-Preis.«

»Wie alt ist er heute?«

»Um die Sechzig, schätze ich.«

»Wie heißt der Roman?« fragt Anna.

»*De Vrees voor Verveling*. Ich besitze bislang nur die niederländische Ausgabe. In der deutschen Übersetzung wird er ähnlich heißen.«

»Und das bedeutet?« frage ich.

»Die Angst vor der Langeweile«, erklärt Marijke.

»Das aber«, weiß Gouda, »ist eine denkbar unzureichende Übertragung des Originaltitels gewesen. Der Roman heißt im Englischen *The Palling Fear*, das bedeutet, es geht um eine genauer bezeichnete Furcht, also in etwa: die langweilige Furcht oder dergleichen.«

»Palling?« fragt Anna rhetorisch in den kleinen Raum hinein. »Vielleicht die verborgene, verkapselte, die eingehüllte, gewissermaßen balsamierte Furcht.«

Meine Freundin beherrscht nicht nur die deutsche Sprache, wie mir scheint. Gouda nickt anerkennend. »Hat auf jeden Fall wenig mit der Angst vor der Langeweile zu tun. Damals hat der Lektor vermutlich einen der ersten elektromagnetischen Übersetzungsautomaten benutzt.«

»Und wie ist er?«

»MacLean?«

»Nein«, lacht sie, »der Roman.«

»Schön. Es ist eine poetische Verlustgeschichte, atemlos geschrieben und wunderbar vor den Wind gesetzt, der damals wehte. Ich kann nicht beurteilen, ob es ein Meisterwerk ist, aber es hat mich angerührt. Es ist sehr ehrlich, wie mir scheint.«

»Und was weißt du sonst noch über ihn?« frage ich.

»Nichts. Ich habe noch einen Zeitungsartikel von vor zwanzig Jahren gefunden. Damals gab es offenbar kaum noch eine literarische Dimension, das Thema war das Phänomen der Unaufspürbarkeit des Schriftstellers MacLean, und der Artikel behandelt es wie das Mysterium des Ungeheuers von Loch Ness. Sonst nichts.«

Gouda zieht mit den Fingern an seiner Kartoffelnase und schaut mich an. »Wir sollten die Reise allerdings nicht von vornherein auf Mister MacLean kaprizieren. Dann verlieren wir womöglich den Blick für die eigentlichen Intentionen.«

Über die ich mir noch nicht so recht im Klaren bin. Aber wenn ich ihn richtig verstanden habe, ist es unsere erste Intention, keine zu haben. Marijke steht auf, fischt sich einen Pullover aus einer Ecke und schlägt vor, an Deck zu gehen.

Es ist Nacht. Ein paar Wolken ziehen über den Sternenhimmel, ein halber Mond kriecht über die Dächer an der Wibautstraat und ein Stück flußabwärts singt eine brüchige, alte Männerstimme ein wehmütiges Seemannslied.

»Wie wird das Wetter?« frage ich.

»Es wird bald Herbst, Carl«, sagt Marijke. »Aber morgen wird es schön.«

»Segelwetter«, brummt Gouda, steckt sich eine Zigarre an, pafft die ersten Züge wie wild in die Luft und ein sanfter Abendwind trägt den Rauch über den Fluß davon.